



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Jesuiten

vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der
Stiftung des Ordens bis jetzt

Griesinger, Carl Theodor

Stuttgart, 1873

V. Die Machtstellung der Jesuiten in Deutschland

urn:nbn:de:hbz:466:1-11974

samkeit, weswegen er auch „der Trompeter der Ligue“ hieß, und überdem sind noch zu nennen die Patres Commolet, Mandoza, Aquillon und Feria, welche alle der Ligue wichtige Dienste leisteten. Kurz die Jesuiten waren die Seele der liguistischen Verschwörung und durch sie allein wuchs sie zu jener Bedeutung und Stärke an, durch welche sie in der französischen Geschichte bekannt ist. Ja es hätte wenig gefehlt, so wäre sie, die liguistische Verschwörung nämlich, siegreich durchgedrungen und dann — dann hätten die Mitglieder der Societät Jesu ganz Frankreich so gut zu ihren Füßen gesehen, als Spanien, Portugal und Italien. Darum jubelten sie auch damals in ihrem Innern hoch auf und streckten schon die Hände aus, die großartige Beute zu fassen, als eine einzige übereilte That ihnen nicht blos alle bisher errungenen Vortheile wieder aus der Hand riß, sondern auch das ganze französische Reich fast für ewige Zeiten verschlossen hätte. Doch gehört die Erzählung dieses Factums nicht hieher, sondern in das sechste Buch meines Werkes und auf letzteres verweise ich daher den Leser.

V. Die Machtstellung der Jesuiten in Deutschland und den angrenzenden Ländern.

In den vorhergehenden vier Abschnitten habe ich gezeigt, welch' unglaublich großen Einfluß die Societät Jesu bei den romanisch redenden Nationalitäten zu gewinnen wußte, und es hat sich aus obiger Darstellung ergeben, daß dieses Resultat eben wegen des romanischen Charakters der Italiener, Spanier u. s. w. meist sehr leicht und in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit zu erzielen war; als eine weit halsbrecherischere Aufgabe aber mochte es den Söhnen Loyola's erscheinen, sich im Lande der Germanen, oder, wie man sich damals ausdrückte, „im heiligen römischen Reich deutscher Nation“ festzusetzen und dasselbe ihrem Scepter zu unterwerfen. Doch — was hatten sie gewonnen, wenn sie nicht auch das damals bei weitem

größte und mächtigste Reich Europa's gewannen? Was nützte ihnen ihre Machtstellung in Italien, Portugal, Spanien und selbst Frankreich, wenn derjenige große Staat ihnen nicht tributpflichtig wurde, von dem aus das Kezer- und Lutherthum wie ein reißender Lavaström sich über die benachbarten Länder und Völker ergoß?

Schrecklich — wohlverstanden schrecklich für die Anhänger Roms und der katholischen Priesterobherrschaft — sah es, wie ich schon im ersten Buche dieses Werkes gezeigt habe, damals, das ist zur Zeit der Gründung der Societät Jesu und unmittelbar nachher, in Deutschland aus, denn die meisten seiner Provinzen waren ganz und vollständig vom Papismus abgefallen, und in den andern, wo der Katholizismus noch fortexistirte, konnte man auf einen einzigen Römling immer ganz sicher zwanzig, wenn nicht gar dreißig Kezerische rechnen. Die Klöster standen verlassen, weil die Mönche und Nonnen zum allgemeinen Spott geworden waren, und da man von der katholischen Weltgeistlichkeit kaum besser dachte, so wurde es den evangelischen Predigern ungemein leicht, die bei weitem große Mehrzahl der sämtlichen Kirchen in Besitz zu nehmen. Ueberdem minderte sich die Schaar der dem alten Kirchenglauben Treugebliebenen mit jedem Jahre mehr und es ließ sich fast mit Gewißheit voraussehen, daß, wenn nicht dem Abfallsieber ein gewaltiges Hinderniß in den Weg gelegt werde, in wenigen Decennien ganz Deutschland dem päpstlichen Stuhle unwiderbringlich verloren gehen müsse. Darin lag aber noch nicht einmal die größte Trostlosigkeit, sondern diese mußte vielmehr in dem Verhältnisse der Duldsamkeit, wenn nicht gar der Freundschaft und Liebe, das sich zwischen Protestanten und Katholiken zu bilden angefangen hatte, gesucht werden. Nach der ersten Aufregung nämlich, welche durch die Lehre Luthers hervorgerufen worden war, und besonders nach Abschluß des Augsburger Religionsfriedens fingen die Wellen des Glaubenshasses an, sich zu verlaufen, und weil „das Hezen und Schüren“ aufhörte, so hörte auch die schroffe Spaltung zwischen Katholicismus und Protestantismus auf. Beide Theile lernten sich vertragen und wohnten durcheinander, nebeneinander, untereinander, ohne sich zu schimpfen oder auch nur anzufeinden. „Ein Theil hat sich“ — so berichtet im

Jahre 1564 der am Kaiserhofe accreditirte venezianische Gesandte an den Senat seiner Vaterstadt — „so sehr bequemt, den andern zu dulden, daß in den Orten mit gemischter Bevölkerung wenig darauf geachtet wird, ob man katholisch oder protestantisch ist. Aber nicht allein Ortschaften, auch die Familien sind auf solche Weise gemischt, und es gibt Häuser, wo die Kinder dieser, die Eltern der andern, wo Brüder einer verschiedenen Confession angehören. Ja, Katholiken und Protestanten verheirathen sich unter einander und Niemand achtet darauf oder stößt sich daran.“ Solchartig waren die Verhältnisse in ganz Deutschland, und daß selbst die den Leuten und Bischöfen unterworfenen Herrschaften, die sogen. „Krummstabsgebiete“, hievon keine Ausnahme machten, erzieht man am besten daraus, daß noch im Jahre 1580, also in einer Zeit, wo der Segen der Duldsamkeit bereits zu schwinden begonnen hatte, der glaubenseifrige Wilhelm V. von Baiern denjenigen Bischöfen, deren Kirchsprengel sich bis in sein Herzogthum erstreckte, in einem Rundschreiben den Vorwurf machte, „sie ließen in den ihrer unmittelbaren fürstlichen Hoheit untergebenen Territorien gemischte Ehen ohne Anstand einsegnen.“ Und an diesem Act der Duldsamkeit war es noch nicht einmal genug! Nein — sondern viele der katholischen Priesterfürsten Deutschlands gingen noch weiter und stellten an ihren Hoffhaltungen gar vollends Männer protestantischen Glaubens als Räte, Richter, Vögte oder sonstige Beamte ein, ohne daß irgend Jemand dieß anstößig gefunden hätte*). Ja sie ließen sich selbst durch die darüber erhaltenen Vorwürfe und Rügen des apostolischen Stuhls nicht irre machen, wie dieß das Beispiel des Bischofs Johann Georg von Bamberg ganz klärllich darthut, denn dieser ernannte im Jahre 1577 den Lutheraner Johann Friedrich v. Hoffmann zu seinem Vicecom in den hochstiftlichen Besitzungen in Kärnthn und behielt ihn bis zu seinem Absterben anno 1587 bei, trotzdem Seine Heiligkeit, der Papst Gregor XIII., in einem eigenen Sendschreiben eine Abänderung dieses Gräuels

*) Es sind darüber sehr viele päpstliche Erlasse, die in den bischöflichen Bibliotheken aufbewahrt wurden, noch jetzt vorhanden, und aus denselben geht hervor, daß derlei Anstellungen keineswegs zu den vereinzelten Fällen gehörten. (Siehe Dalham, Concilia Salisburgensia.)

kategorisch verlangte. Das ging denn doch gar zu weit und es war also kein Wunder, wenn die Erbitterung und der Gram am Papststuhle zu Rom auf den Culminationspunkt stieg.

Aber wie war zu helfen? Alle Arzneien und Remedia, welche man bisher angewandt, hatten nicht angeschlagen, sondern das gräßliche Pestülbel vielmehr noch gesteigert, so daß von allem Volk ein kaum noch nennenswerther Theil, von allen weltlichen Fürsten nur noch der Herzog von Baiern und der Gebieter der östereichischen Lande treu zum römischen Glauben hielten. Doch wie? Hatte denn nicht die neuere Societät Jesu den Kampf gegen das Ketzerthum als Devise auf ihre Fahne geschrieben? Hatten nicht die Streiter Christi, die Jesuiten, geschworen, nie und nimmer zu ruhen, als bis sie die sämmtlichen vom Glauben Abgefallenen dem Papste wieder gewonnen haben würden, und hatten sie nicht bereits vielfach bewiesen, daß sie eben so fähig als gewillt seien, diesen ihren Schwur zu halten? Ja, sie allein, sie, welche die Worte des Stifters unserer Religion: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ in ihrem Sinn deuteten, sie allein waren im Stande, „die Ungeheuer, welche den Weinberg verwüsteten,“ auszurotten, und das heilige römische Reich wieder in die alten Fesseln zu schlagen. Der Stuhl zu Rom bedachte sich also keinen Augenblick, ihnen diese schwere Aufgabe aufzubürden, und eben so eifrig erklärten sie selbst sich bereit, sich derselben zu unterziehen. Auch wußten sie wohl, warum sie dieß thaten; sie wußten, daß wenn es ihnen gelang, dem Verlangen des apostolischen Stuhles zu entsprechen, dieser sie mit dem reichsten Born seiner Gnade überschütten müßte; sie wußten, daß sie alles Terrain, das sie anscheinend für Rom eroberten, für sich selbst gewannen, und daß ihre Machtstellung erst durch die Wiederbekehrung des abtrünnigen Germaniens eine universale werde. Somit gelobten sie sofort, als Ritter des Katholicismus ins Feld zu ziehen, und wie sie dieses Gelübde gehalten haben, das mag die nachfolgende Erzählung zeigen.

Die ersten Jesuiten, mit denen unser Vaterland beglückt wurde, waren die drei Patres: Le-Fevre oder Faber, wie man ihn in Deutschland nannte, Le-Jay und Bobadilla. Sie sandte noch Ignaz selbst, wie ich bereits im ersten Buche berührte, und zwar den Faber im Herbst 1540, die

beiden andern aber das Jahr darauf. Als allgemeine Aufgabe bezeichnete er ihnen: Sondirung der deutschen Zustände, sowie Belauschung der Gemüther in ihrem Innersten. Insonderheit jedoch sollten sie sich Gönner und Freunde unter den katholisch gebliebenen Mächthabern gewinnen und diesen die Vorzüge des neuen Ordens so anrühmen, daß der Aufnahme desselben kein Hinderniß in den Weg gelegt würde. Alle drei thaten, wie ihnen geheissen, natürlich aber jeder in seiner Art, und so gelang es ihnen einen Samen auszustreuen, der in kurzer Zeit zu einem wahrhaften Niesenbaum heranzuwuchs. So er nämlich wandte seine Schritte nach dem Rhein, d. i. nach Mainz und Cöln, an die Höfe der zwei größten, mächtigsten und angesehensten Kirchenfürsten Deutschlands, um diese zu vermögen, daß sie Jesuitencollegien in ihren Territorien errichteten, und wenn er nun auch hierin nicht durchdrang, so machte er dagegen eine andere Eroberung, die einen weit größeren Werth hatte. Diese Eroberung bestand darin, daß er den Candidaten der Theologie Peter Canisius, einen damals dreiundzwanzigjährigen Jüngling aus Nimwegen im Gelberland in Mainz kennen lernte, und sofort im Mai 1543 für den Orden gewann; einen ganz immensen Werth aber hatte selbige Eroberung, weil Canisius wahrhaft außerordentliche Geistesgaben und neben der größten Gelehrsamkeit eine Beredtsamkeit besaß, deren sich damals nicht viele Sterbliche rühmen konnten. Natürlich übrigens trat Canisius dem Orden nicht bei, um Busübungen zu thun, sondern weil er auf den ersten Blick ersah, welcher ungeheuren Spielraum die Societät Jesu dem Ehrgeiz gewähre, und weil er sich nach nichts mehr sehnte, als eine große Rolle in der Welt zu spielen. Auch gelang ihm letzteres fast über die Maßen, wie wir bald sehen werden, und kein einziges von allen früheren oder späteren Ordensmitgliedern hat — wenigstens in Deutschland — mehr geleistet als er.

Bobadilla trat zuerst in Regensburg auf, wo gerade ein Religionsgespräch zwischen protestantischen und katholischen Theologen stattfand; allein in einer seiner Reden zog er so fulminant gegen den Protestantismus los, daß ihn das erbitterte Volk bald in die Donau geworfen hätte, und in Folge dieses Austritts mußte er bei Nacht und Nebel entweichen.

Weit besser erging es ihm in München, wohin er sich von Regensburg aus wandte, denn er gewann durch den Unterricht, den er ertheilte, eine Menge von Schülern, und nach Verfluß von einigen Jahren wußte er sich sogar durch seine höflichen Künste bei dem Herzog Wilhelm IV. so einzuschmeicheln, daß derselbe gar nichts mehr ohne seinen Rath that. Ebendeshalb gelang es ihm auch mit leichter Mühe, den Fürsten gegen das sogenannte „Interim“, welches Kaiser Karl V. anno 1548 überall in Deutschland einführen wollte, so aufzustacheln, daß es in Baiern nicht zur Geltung kam; weil er dagegen so unvorsichtig war, bei dieser Gelegenheit sich bis zu beleidigenden Aeußerungen gegen den Kaiser hinreißen zu lassen, machte der hievon benachrichtigte Karl V. kurzen Prozeß mit ihm und verbannte ihn ohne weiters aus dem ganzen deutschen Reiche.

Le-Jay, der gewandteste von den drei nach Deutschland gesandten Loyoliten, lenkte alsbald seine Schritte der Hauptstadt der österreichischen Lande zu, und kaum war er dort angelangt, so gelang es ihm auch, die Wiener durch seine vor trefflichen Predigten zu bezaubern. Ja selbst der Bruder Karls V., der zum deutschen Könige erhobene Ferdinand I., ließ sich von seiner Beredsamkeit hinreißen und zeigte sich ihm nicht nur in allem hold und gnädig, sondern wollte ihn auch durchaus anno 1546 zum Bischof von Triest machen, was jedoch Loyola aus guten Gründen — dieselben sind bereits im ersten Buche entwickelt worden — hintertrieb. Somit blieb Le-Jay in Wien und ließ es sich vor allem angelegen sein, den König zu bewegen, mit der Errichtung eines Collegiums für den Orden in genannter Stadt voranzugehen, denn noch besaß dieser in ganz Deutschland keinen stabilen Sitz und nur wenn die Kaiserstadt den Reigen eröffnete, ließ sich hoffen, daß auch andere Städte nachfolgen würden. Allein trotz der Gunst, in welcher Le-Jay bei Hofe stand, und trotzdem er in seinem Vorhaben von seinem vertrauten Freunde, Urban Tector, dem Beichtvater und Hofprediger Ferdinands, eifrigst unterstützt wurde, zögerte letzterer doch längere Zeit und erst im Jahre 1551 übergab er dem Bittsteller ein verlassenes Dominikanerkloster, das während der Belagerung Wiens durch die Türken beinahe ganz in Trümmer geschossen worden war.

Voll Freude ließ es Le-Jay nothdürftig herrichten, und erbat sich sofort von Loyola ein Duzend weiterer Jesuiten aus Rom, um mit diesen jüngeren Kräften den Collegialunterricht beginnen zu können. Auch entsprach der General diesem Ansuchen sogleich und schickte nicht nur eils durch ihre Lehrgaben ausgezeichnete Patres, sondern ernannte auch den Le-Jay selbst „zum ersten Rector der ersten Jesuitenkolonie auf deutschem Boden“.

Solches war der bescheidene Anfang der jesuitischen Wirksamkeit in Deutschland; nun aber, als die Societät diesen ersten Schritt einmal überwunden und sich zugleich durch die Wirksamkeit der Patres Lainez, Salmeron und Couvillon auf der tridentinischen Synode*) einen bei den Anhängern Roms äußerst wohlklingenden Namen erworben hatte, nun ging es mit Riesenschritten vorwärts, und insbesondere zeigte sich Oesterreich als ein fruchtbarer Boden. Als nämlich Le-Jay schon ein Jahr nach seiner Ernennung zum „Rector der ersten Jesuitenkolonie“ gestorben war, wurde Canisius zu seinem Nachfolger erkoren, und dieser kluge Kopf wußte sich in das Vertrauen König Ferdinands bald so sehr einzunisten, daß er, wenigstens in kirchlichen und religiösen Dingen, die einzige maßgebende Person am Hof wurde. Ja sogar zum Bischof von Wien wollte ihn der König ernannt wissen, und es kostete unendlich viel Mühe, den Monarchen von dieser Idee abzubringen. Allein, wenn nun auch Canisius in diesem Punkte auf Befehl seines Generals den Bescheidenen und Demüthigen spielen mußte, so griff er um so herzhafter zu, wenn es irgendwo etwas für den Orden zu erwerben gab. So bewirkte er unter anderem, daß Ferdinand im Mai 1554 der Societät das schöne geräumige frühere Karmeliterkloster in Wien schenkte, um das Jesuitencollegium dahin zu verlegen. So erhielt er zwei Monate später ein anderes großes Gebäude, um darin ein bürgerliches

*) Der apostolische Stuhl zu Rom, in dessen Auftrag die genannten Patres „als Theologen des Papstes“ nach Trient gingen, besaß unter allen auf der Synode Anwesenden Niemanden, der seine Rechte — gleichviel ob wirkliche oder angemähte — mit mehr Geschick und Eifer verfocht, als Lainez und seine zwei Genossen. Auch erwiesen diese Drei sich als die abgezagtesten Feinde der kirchlichen Reformen und selbst die anerkannt heilsamste Verbesserung bekämpften sie mit einer Entschlossenheit, die an Fanatismus grenzte. Das Nähere hierüber findet man in Wessenbergs Historie der großen Kirchenversammlungen.

Convict einzurichten, und so entstanden vier Jahre später ein Seminar für ärmere Theologen, sowie eine Erziehungsanstalt für adelige Jünglinge. Uebrigens nicht blos in seiner Hauptstadt Wien verschaffte der strenggläubige König Ferdinand den Söhnen Loyola's behagliche Niederlassungen, sondern auch in andern Theilen seiner Erblände und zwar überall aus dem offen ausgesprochenen Grunde: „damit der immer weiter um sich greifenden Reformation Schranken gesetzt würden.“ Auch waren einige dieser Niederlassungen sehr großartig und vielbedeutend, und insbesondere wurden die zu Innsbruck in Tyrol, die zu Tyrnau in Ungarn und die zu Prag (das frühere St. Clemensloster) in Böhmen mit äußerst reichen Einkommenstheilen bedacht. Ja, das letztere Collegium erfreute sich sogar des Vortheils, schon nach siebenjährigem Bestand, anno 1562, zu einer förmlichen Akademie für die theologischen und philosophischen Wissenschaften erhoben zu werden, und sah sich dadurch in den Stand gesetzt, mit der alten hochberühmten Prager Universität in Concurrenz zu treten.

In Baiern hatte schon vor dem Jahre 1548 Bobadilla vom Herzog Wilhelm IV. das Versprechen erhalten, daß dem Orden ein Collegium erbaut werden solle; allein wegen Bobadilla's Verbannung blieb das Versprechen, so lange Wilhelm IV. lebte, unerfüllt, und noch weniger dachte der Nachfolger Wilhelms, Albrecht V., welcher sich im Anfange seiner Regierung in religiösen Dingen sehr duldsam erwies, daran, die Jesuiten bleibend ins Land zu ziehen. Diese Duldsamkeit war jedoch gar nicht nach dem Geschmacke der Söhne Loyola's, und so wurde denn unter der Hand der Herzog verächtigt, er begünstige heimlich die Ketzer, weil er in seinem Innern selbst ketzerisch gesinnt sei. Nichts konnte unwahrer sein, allein was lag daran, wenn man durch die Lüge nur zu seinem Zwecke kam. Und die Loyoliten kamen zu dem ihrigen! Der Herzog wurde nämlich im höchsten Grade erbittert, als ihm Personen, die ihm sehr nahe standen, die Mittheilung machten, in welchen Geruch er bei seinen rechtgläubigen Unterthanen gekommen sei, und diesen Zorn benutzte der kluge Canisius, welcher eigens deswegen im Jahre 1555, mit vielen Empfehlungen des Königs Ferdinand in der Tasche, von Wien

nach München reiste, um dem hohen Herrn vorzustellen, wie es kein wirksameres Mittel gebe, den schlimmen Verdacht zu widerlegen, als wenn er als Beschützer der vom Papste und allen guten Katholiken mit so großer Auszeichnung behandelten Societät Jesu auftrate. Dieß leuchtete dem Herzog ein und er verpflichtete sich sofort, in einem am 7. Dezember 1555 mit Canisius abgeschlossenen Vertrag, dem Orden der Jesuiten ein großartiges Collegium mit entsprechender Dotation in Ingolstadt zu erbauen. Auch hielt er sein Versprechen in allen Theilen und förderte den Bau so schnell, daß die Anstalt bereits das Jahr darauf mit zehn jesuitischen Lehrern, die von Rom herbeieilten, eröffnet werden konnte. Damit gab sich jedoch der unersättliche Canisius nicht zufrieden, sondern es hungerte ihn auch nach einem bleibenden Wohnsitz in der bairischen Hauptstadt selbst, und so ruhte er nicht, als bis Albrecht V. in München anno 1559 jenes prächtige Collegium gründete, dessen Bau noch jetzt ein Gegenstand der Bewunderung aller Kunstverständigen ist. Nun erst nachdem er auch diesen großen Erfolg erreicht und mit Genehmigung des Generals zu Rom seinen Stiefbruder Theodor Canisius zum ersten Rector der Anstalt ernannt hatte, kehrte Peter Canisius nach Wien zurück, um von hier aus fortan als „erster Provinzial der oberdeutschen Jesuitenprovinz“, in welche Oesterreich, Baiern und Schwaben eingerechnet wurden, zu wirken.

Seit dieser Zeit folgten sich die Gründungen neuer Collegien in Deutschland Schlag auf Schlag und zwar insbesondere in den Territorien derjenigen deutschen Kirchenfürsten, in welchen die Mehrzahl der Einwohner protestantisch geworden war. Es gelang nämlich den Einsüsterungen der jesuitischen Emissäre, welche auf Befehl ihres Generals an den verschiedenen Bischofsstühlen herumreisten, mehreren der hervorragenden Prälaten die Ueberzeugung beizubringen, daß ihre Herrschaft, oder wenigstens der dauernde Besitz derselben sehr in Frage stehe, wenn ihre Untertanen ihnen nicht auch in geistlichen Dingen gehorchten, denn so gut dieselben sich hierin unabhängig gemacht hätten, so gut könne es ihnen eines Tages einfallen, sich auch in politischer Beziehung ihrem Scepter zu entziehen, und in einem solchen Falle würden dieselben sehr auf den Schutz der

angrenzenden protestantischen Fürsten zu rechnen haben. „Gegen solche Gefahr aber — wurde dann immer hinzugesetzt — helfe kein Mittel, als die Zurückführung der Gesamtunterthanenschaft zur Katholicität, und die geeignetsten Männer hiezu seien offenbar die Mitglieder der Gesellschaft Jesu, welche sich bekanntlich die Kezzerbekehrung zur Hauptaufgabe gesetzt hätten.“ Derartige Vorstellungen blieben selten ohne Wirkung und vor allen Andern sollte ihnen der Cardinalbischof von Augsburg, Otto Truchseß von Waldburg, seinen Beifall. Er beeilte sich also, den Söhnen Loyola's in Dillingen (anno 1563) ein Collegium zu errichten und übertrug ihnen zugleich die Leitung der dortigen Hochschule, die er schon vierzehn Jahre vorher gestiftet hatte. Schwerer wurde es ihm, denselben die Thore von Augsburg selbst zu eröffnen, denn der Magistrat sowohl, als auch sein eigenes Domkapitel widersehten sich der Ansiedlung der Loyoliten aus allen Kräften. Endlich jedoch, obwohl erst verschiedene Jahre nach des Bischofs Otto Tode, nämlich anno 1579, gelang auch hier die Gründung eines jesuitischen Collegiums, obwohl unter ziemlich beschränkenden Bedingungen, und die sehr reichen sowie zugleich sehr bigotten Juggen sorgten dafür, daß es gut genug dotirt wurde. Weitere jesuitische Ansiedlungen entstanden anno 1564 in Würzburg durch den damaligen Bischof Friedrich von Wirzburg, sowie vier Jahre später in Mainz und Aschaffenburg durch den Erzbischof Daniel, der sie auch beide sehr reich ausstattete. Im Jahre 1570 that das Gleiche der Erzbischof Jacob III. von Trier oder vielmehr: er führte bloß aus, was sein Vorgänger Johann VI. bereits projektirt hatte, und dann folgten die Collegien von Fulda (1573), von Heiligenstadt auf dem Eichsfelde, von Köln, von Koblenz, sowie von Speier, die letzteren vier alle im Jahre 1581. Endlich führe ich noch an die Collegien, Seminarien und Residenzen in Regensburg (1589), in Münster (1589), in Hildesheim und in Paderborn (1596), welche sämmtlich — außer Paderborn, das dem Bischof Theodor von Fürstenberg sein Dasein verdankt — von Mitgliedern des bairischen Herzoghauses, d. i. von nachgebornen Wittelsbachern, welche allda Bischöfe waren, ins Leben gerufen wurden.

Wir sehen also hieraus, daß die Jesuiten in wenigen Jahrzehnten recht tüchtige Fortschritte machten, obwohl allerdings keine solche, wie in Spanien, Italien und Portugal. Auch machten sie diese Fortschritte keineswegs ohne Kampf und Streit, denn die jeweiligen Stadtbehörden, sowie auch sehr oft die weltlichen Geistlichen nebst den Domkapiteln pflegten ihrer Selbsthaftmachung alle nur irgend erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen und nicht selten wurde sogar die Hülfe des Kaisers, als der letzten Instanz im deutschen Reiche, in Anspruch genommen. Allein, wenn's so weit kam, durften die Jesuiten, wenigstens so lange Ferdinand I. regierte, stets auf eine günstige Entscheidung rechnen, und selbst dessen Nachfolger und Sohn, Maximilian II. (1564—76), war ihnen nicht gerade entgegen. Dieser berühmte Monarch huldigte nämlich mehr als irgend ein Habsburger vor und nach ihm dem Grundsätze der Duldsamkeit, und wenn er daher seinen protestantischen Unterthanen vollkommen freie Religionsübung gewährte, so dachte er aus demselben Grunde auch nicht entfernt daran, die Existenz der Societät Jesu irgendwie zu gefährden. Er wollte vielmehr gegen Alle und Jede gleichmäßig gerecht sein und darum erwiederte er den österreichischen Ständen, welche — sie waren fast durchweg protestantisch — anno 1566 die völlige Vertreibung der Jesuiten aus dem Erzherzogthume verlangten: „Das sei Sache des Papstes; ihm liege es ob, die Türken, nicht aber die Söhne Loyola's zu vertreiben.“ Kann man nun aber selbst die Regierungszeit Maximilians II. keine für den Orden Jesu ohne weiteres ungünstige nennen, wie viel weniger die seines Nachfolgers Rudolfs II., der von 1576 bis 1612 regierte! Dieser Monarch war ja auf den besondern Wunsch seines hohen Verwandten, des Königs Philipp II. von Spanien, vom zwölften bis zum zwanzigsten Jahre in Madrid erzogen worden, und man kann sich also wohl denken, wie die an jenem Hofe herrschenden Jesuiten es verstanden haben werden, auf den ohnehin schüchternen, schwachen und unselbstständigen Prinzen einzuwirken. Sie bekamen ihn ganz in ihre Gewalt und wie sie seine Jugend lenkten, so führten sie ihn, den Pater Lorenz Magius an der Spitze, auch im Mannesalter und während seiner ganzen Regierungsperiode

am Gängelbände. Demgemäß schenkte er ihnen gleich nach seiner Thronbesteigung, anno 1580, das vacante St. Annen-Kloster in Wien mit allen seinen reichen Besitzungen; deswegen bedachte er anno 1581 das von dem Bischof Wilhelm Prussinowski von Kiczkowa zu Olmütz gestiftete Jesuitencollegium mit großen Vorrechten und eben deswegen ließ er es sich angelegen sein, in Brünn in Mähren eine weitere Jesuitencolonie ins Leben zu rufen. Deswegen unterstützte er die Bemühungen des Ordens, sich in Olaz in Schlessen, sowie in Thurocz in Ungarn anzustedeln, und verwarf alle desfalls von den Ständen Schlessens und Ungarns geführten Beschwerden, obwohl diese die unstatthafte Weise, wie sich die Jesuiten ins Nest setzten, genau nachwiesen. Eben deswegen aber machten auch die Söhne Loyola's dem erhabenen Gönner keine Vorwürfe, wenn er die verschiedenen Damen des Hofes, die Gnade vor seinen Augen fanden (und er stieg dabei bis in die untersten Schichten hinab), oft mit brutaler Gewalt zu seinen Buhlerinnen presste, sondern sie ermunterten ihn vielmehr in diesem seinem wüsten Gebahren und verstanden es sogar, seine Augen gar oft auf neue Reize zu lenken, wenn sie sich von deren Inhaberinnen besondere Vortheile versprachen.

Doch mit der Gründung von jesuitischen Collegien und mit der Erwerbung von Niederlassungen in den ganz oder halb katholisch gebliebenen Territorien Deutschlands wurde das große Ziel, welches sich die Söhne Loyola's gesetzt hatten, keineswegs erreicht, denn trotz dieser Collegien und Niederlassungen fuhren die Deutschen in ihrer überwiegenden Mehrzahl fort, protestantisch zu bleiben, und so lange dieß der Fall war, konnte auch von einer eigentlichen Machtstellung des Jesu-Ordens im römischen Reiche keine Rede sein. Es mußten vielmehr „Bekehrungen im Großen“ erfolgen, wenn etwas Erlickliches zu Stande gebracht werden sollte, und um diese anzubahnen, mußte man es vor allem dahin bringen, daß das bisherige freundschaftliche Zusammenleben von Protestanten und Katholiken ein Ende nehme. Der alte, seit einigen Decennien zu Grabe getragene Glaubenshaß war wieder anzufachen und das Gespenst des religiösen Fanatismus durfte nicht länger in der Hölle, wohin man es gejagt, angekettet bleiben. Hatte man

es aber so weit gebracht, hatte man die Katholiken erst zum Ingrimme aufgehetzt und besonders die Machthaber unter ihnen so wüthend gemacht, daß sie nach der Vertilgung der Ketzerei lechzten, dann durfte man das Visir öffnen. Ja wohl, dann war die Zeit zum gewaltsamen Bekehren gekommen, und dann durfte man auch hoffen, schließlich den Sieg zu erringen, die weil ja das getreue Haus Habsburg die zwei mächtigsten Throne der Welt, Spanien und Oesterreich mit einer Menge von Nebenprovinzen inne hatte. Ueberdem stand nicht auch das starke Baiern, standen nicht die sämtlichen katholischen Kirchenfürsten auf seiner Seite, und was noch weit höher angeschlagen werden mußte — waren nicht die Protestanten unter sich in zwei Parthien getheilt, die sich gegenseitig so anfeindeten, daß ihre große numerische Uebermacht keineswegs eine reelle, sondern eher eine papierne genannt werden konnte? Sicherlich, die große Spaltung der Evangelischen in Lutherische und Calvinisten mußte der Katholicität von ungeheurem Vortheile sein, denn wenn man den einmal bestehenden Haß nur recht anzuschüren, oder wenigstens zu unterhalten wußte, so kam nie und nimmer eine Einigung unter den Ketzern zu Stande, und dann hatten diese sich um die Hälfte geschwächt.

Das war der überaus kluge Calcul, den die Jesuiten machten, und die Ehre, ihn, wenn nicht erfunden, doch wenigstens praktisch ausgebildet zu haben, gehört vor allen andern jenem vortrefflichen Kopfe Peter Canisius, dessen ich oben schon mehrmals gedachte. Auch schritt er sogleich zur That, obwohl nicht offen und geradeaus, sondern leise und heimlich, gleichsam mit Katzentritten. Es befand sich nämlich damals, als die Wirksamkeit des Jesuitenordens in Deutschland begann, fast aller Religionsunterricht in den Händen der Protestanten und dieselben hielten sich hierin vorzüglich an den von Luther verfaßten Katechismus, welcher die Grundanschauungen des evangelischen Glaubens in kurzen, klaren Zügen wieder spiegelte. Jedermann, selbst der gewöhnlichste Laie, konnte diesen Katechismus verstehen, und deshalb befand er sich auch in jeder Schule, fast in jeder Familie. Ja, man durfte sich sogar mit Recht sagen, daß die große Verbreitung, deren der Protestantismus sich erfreute, zum nicht geringen Theil jenem populär geschriebenen Religions-

hüchlein zuzuschreiben sei! Wie stand es nun aber in dieser Beziehung bei der katholischen Welt? Ach, sie besaß nichts der Art, auch nicht einmal etwas Aehnliches, sondern der ganze Religionsunterricht beschränkte sich auf die äußerlichen Andachtsübungen, welche die Geistlichkeit vorschrieb, namentlich auf die Messen, die Credos, die Paternoster und die Prozessionen. Da kam Canisius auf den Gedanken, diesem offenkundigen Mangel dadurch abzuhelpen, daß er nach dem Muster des berühmten lutherischen Katechismus ein Handbuch der katholischen Glaubenslehren herausgebe und es erschien sofort im Jahre 1554 seine lateinisch geschriebene: „Summa doctrinae christianae“ das ist „Die Zusammenfassung der christlichen Lehre“. Weil aber diese „Summa“ ziemlich weitläufig abgefaßt war, so veranstaltete er gleich darauf — nach Form des kleinen lutherischen Katechismus — einen Auszug unter dem Titel: „Institutiones christianae pietatis seu parvus Katechismus Catholicorum“ und sorgte auch zugleich für eine deutsche Uebersetzung dieses „kleinen katholischen Katechismus.“ Beide Schriften fanden sofort, weil sowohl Ferdinand I. von Oesterreich (12. August 1554), als auch König Philipp II. von Spanien (6. Dezember 1557) deren allgemeine Einführung in allen Schulen und Unterrichtsanstalten ihrer Staaten befahlen, eine ungeheure Verbreitung, und der beste Beweis hiefür ist, daß die „Summa“ hundert und dreißig Jahre nach ihrer erstmaligen Erscheinung bereits die vierhundertste Auflage erlebte, während der „kleine Katechismus“ um jene Zeit in fast keinem katholischen Hause auf dem Lande wie in der Stadt fehlte. Welcher Geist wehte nun aber in diesen „Lehrsätzen der christlichen Frömmigkeit“? Etwa der Geist des Christenthums und der christlichen Liebe? Nein, o Nein, und dreimal Nein! Es wehte darin vielmehr der Geist der Unbulbsamkeit, der Geist des Glaubenshasses, der Geist des religiösen Fanatismus. „Nur der war (nach der Lehre Canisii) ein Christ, der den Papst als Christi Stellvertreter anerkannte; der aber das nicht that, verfiel den ewigen Höllestrafen. Schon den bloßen Umgang mit Kettern verdamnte er als etwas höchst Strafbares und — der Ansteckung

wegen — noch obendrein Gefährliches; Freundschaft mit Wtrünnigen aber, oder gar noch eheliche Gemeinschaft mit ihnen führte unmittelbar zur Verdammniß, und der gute Katholik müsse also jeden Protestanten wie einen Aussätzigen meiden. Ja nicht bloß meiden müsse er ihn, sondern auch bekämpfen, gleichwie man das Böse zu bekämpfen hat, und je gewaltiger man kämpfe, je mehr man dazu beitrage, das Ketzerthum zu vernichten, um so herrlicher strahle der Glorienschein um das Haupt des geliebten Sohnes der allein seligmachenden Kirche.“ So lehrte Canisius und man kann also den Endzweck seines Religionshandbuches keinen andern nennen, als den: Haß gegen die Katholischen unter den Katholischen zu verbreiten. Auch erreichte er diesen Zweck vollkommen, denn nie hat eine Drachensaat giftiger gewirkt, als die seinige, indem die ganze heranwachsende katholische Jugend nunmehr im genannten Geiste des Glaubenshasses erzogen wurde.

Doch wie nun der Glaubenshaß Platz zu greifen begann, mußte ihm natürlich auch Gelegenheit gegeben werden, sich zu äußern, und die Jesuiten beschloßen deshalb bereits im Jahre 1570 mit willkürlicher Brechung des Religionsfriedens eine kleine Protestantenhaß anzufangen. Diese Haß sollte gleichsam der Probirstein sein, ob sich die Evangelischen dieselbe gefallen ließen, ohne sofort zu den Waffen zu greifen, und je nachdem die Probe ausfiel, konnte man alsbald zu Größerem vorgehen oder aber geduldig noch eine Zeit lang temporisiren. Auch brauchte man sich nicht lange zu besinnen, wo man die zu beginnende Tragödie spielen lassen wolle, sondern die Gelegenheit bot sich so zu sagen von selbst, nämlich in der gefürsteten Abtei Fulda, einem der kleinsten geistlichen Fürstenthümer Deutschlands. Hier war zu Anfang des Jahres 1570 Balthasar von Dernbach, ein im protestantischen Glauben erzogener und erst später zum Katholicismus übergetretener Priester zum Abte gewählt worden, und dieser berief sogleich nach seiner Installation die Jesuiten an seinen kleinen Hof, trotzdem er sich vor seinem Regierungsantritte eidlich hatte verpflichtet müssen, das Stift nicht mit fremden geistlichen Personen zu beschweren. Die Söhne Loyola's kamen natürlich sogleich und singen an, sich häuslich einzurichten; zugleich aber drangen sie auch in ihren Beschützer, als Glaubensheld aufzutreten,

und seinen protestantischen Unterthanen, die nun schon seit mehreren Generationen als solche unbeanstandet gelebt hatten, die fernere freie Religionsübung zu untersagen. Balthasar, zelotisch, wie alle Convertiten, ging sogleich darauf ein, und verjagte nicht bloß die paar evangelischen Pfarrer seines Sprengels, sondern überwies auch deren Kirchen den Jesuiten, um von nun an darin Gottesdienst zu halten. Dieses gewalthätige Vorgehen des Abtes machte natürlich einen ungeheuren Rumor in Deutschland, und die angesehensten evangelischen Stände nahmen sich der armen Unterdrückten an, indem sie ihrem Dränger schrieben, daß er die Jesuiten entfernen und seine Gewaltmaßregeln aufgeben solle. Umgekehrt aber fand er den reichsten Beifall beim Papste sowie bei den Römlingen auf deutschem Grund und Boden, und sowohl Albrecht V. von Baiern, als Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Tyrol sagten ihm ihre kräftige Unterstützung zu. Endlich wandten sich beide Parteien an den Kaiser, und da zu jener Zeit Maximilian II. diese Würde inne hatte, so ließ sich erwarten, daß strenge Gerechtigkeit werde geübt werden. Doch kam es nicht bis zum kaiserlichen Urtheilspruch, denn das Stiftskapitel von Fulda, welches über die Berufung der Jesuiten ebenfalls im höchsten Grade erbost war, zwang Herrn Balthasar unter Beihülfe der verbündeten Ritterschaft von Hessen im Juni 1576 zur Abdankung und übertrug die Administration der Abtei dem Bischof Julius von Würzburg, welcher dem Untwesen durch Entfernung der Jesuiten ein Ende machte.*)

Weil es nun aber gleich von vornherein als unzweifelhaft erschien, daß die Protestanten wegen der Vorgänge im Fuldaischen nicht zu den Waffen greifen würden, hielten es die Söhne Loyola's für passend, in einigen andern Krummstabsterritorien dasselbe Spiel zu beginnen, und sie wählten sich hiezu das Erzbisthum Mainz aus. In diesem nämlich hatte sich der Protestantismus nach und nach so eingebürgert,

*) Uebrigens nicht auf lange, wie ich gleich jetzt bemerken will. Nach langem Streit und Kampf wurde nämlich der abgesetzte Abt im Jahr 1602 unter Kaiser Rudolph II. restituirt und nun rief er sogleich seine geliebten Jesuiten wieder herbei. Auch gelang es ihm dann mit ihrer Hülfe, sein ganzes Ländchen zum Katholizismus zurückzuführen und er erhielt eigens deßhalb ein Danksagungsschreiben des Papstes Clemens VIII.

daß manche Dörfer und Städte — unter letzteren besonders Duderstadt und Heiligenstadt — nur noch wenige katholische Familien zählten, und man erlebte daher daselbst das merkwürdige Schauspiel, lutherische Pfarrer von einem katholischen Patronats Herrn eingesetzt zu sehen. Niemand nahm übrigens hier Anstoß daran, und die Bürger beider Confessionen lebten verschiedene Decennien lang ganz einträchtiglich bei einander. Das sollte aber mit dem Regierungsantritt des Erzbischofs Daniel anders werden, denn dieser nahm den Jesuiten Ludwig Bacharell zum Beichtvater an, und überdem gewann noch Pater Tyreus, der Provinzial der jesuitischen Provinz Niederrhein, den größten Einfluß auf ihn. Daniel erklärte sich also auf Bacharell's und Tyreus' Anträgen bereit, sein ganzes Erzbisthum von der Kezerei zu reinigen, und da letztere besonders auf dem sogenannten Eichsfeld zu Hause war, so ernannte er zum Oberamtmanne dieses Distrikts einen gewissen Leopold von Stralendorf, welchen der Jesuit Lambert Auer vom Protestantismus zur alleinseligmachenden Kirche bekehrt hatte. Den konnte man nun einen Mann nach dem Herzen des Ordens Jesu nennen, und seinem Eifer wäre noch mehr gelungen, als die Austreibung der protestantischen Pfarrer aus allen Dörfern seines Bezirks. Stand ja doch stets eine bewaffnete Rottte zu seiner Disposition, welche mit etwaigen Widerspenstigen kurzes Federlesen machte, und durfte er doch sicher sein, daß alle seine Maßregeln, selbst die härtesten, die Billigung seines Oberherrn oder vielmehr der Jesuiten, als der Beherrscher des Oberherrn, erhalten würden! Nur allein die Duderstädter weigerten sich entschieden, ihre Hauptkirche den Jesuiten für den katholischen Cultus zu überlassen, und erklärten, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen. Was that nun der Erzbischof auf Stralendorf's und seines Beichtvaters Rath? Er verbot allen seinen Unterthanen (April 1576), fernerhin Bier aus der widerspenstigen Stadt zu beziehen und schnitt damit dieser eine Hauptnahrungsquelle ab. Ueberdem belegte er alle städtischen Einkünfte auf den benachbarten Dörfern mit Beschlag und nöthigte die Bürger auf diese Weise endlich, nach dreijährigem Widerstande (Juli 1579) zum Nachgeben.

Im Erzbisthume Mainz gelang also den Jesuiten die

Unterdrückung des Kezerthums ohne allzuvielle Mühe, und dieß ermutigte sie, in den Bisthümern Trier und Worms auf dieselbe Weise zu verfahren. Auch ging ihnen hier ebenfalls Alles oder wenigstens das Meiste nach Wunsch, und der Muth schwoll ihnen deshalb zu immer größeren Dimensionen an. Doch hätten sie wohl nie gewagt, in der allernächsten Zeit schon mit noch eclatanterer Frechheit dem Protestantismus gegenüber aufzutreten, wenn sich nicht eben jetzt ein besonderer Fall ereignet hätte, der ihnen zeigte, daß sie ohne Furcht vor diesen ihnen numerisch so gar sehr überlegenen Gegnern Alles wagen dürften, auch das Verwegenste, und dieser besondere Fall war der berühmte Abfall des Erzbischofs Gebhard von Cöln vom katholischen Glauben. Gebhard, entsprossen aus dem berühmten Hause der Truchseßen von Waldburg, hatte sich, um die Geschichte mit wenigen Worten zu erzählen — wer sie weitläufiger und in allen ihren Details wissen will, mag meine eigene, oder Wirth's, oder eines andern Historikers Geschichte der Deutschen darüber nachlesen — mit vieler Mühe, weil Herzog Ernst von Baiern, damals Domprobst, sein Mitbewerber war, anno 1570 zum Erzbischof emporgeschwungen und faßte kurz nach seiner Erhebung eine so glühende Leidenschaft zu der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld, daß er nicht mehr ohne sie leben konnte. Was nun thun? Ab danken, wie sein Vorgänger Salentin von Isenburg, der mit Bewilligung des Papstes in den Laienstand zurücktrat, um zu heirathen? Abdanken und wieder ein armer Graf werden, statt eines Reichs- und Kurfürsten mit fast königlichem Ansehen und Einkommen? Nein, das wäre zu viel gefordert gewesen und somit entschloß sich Gebhard zu einem andern Ausweg. Er trat nämlich anno 1782 offen zum Protestantismus über und heirathete seine geliebte Agnes; das Erzbisthum Cöln trat er aber deswegen doch nicht ab, sondern fuhr vielmehr fort dasselbe wie bisher zu regieren, mit der offen ausgesprochenen Absicht, ein weltliches erbliches Kurfürstenthum daraus zu machen. Bei diesem seinem kühnen Unterfangen rechnete er natürlich auf die Unterstützung der großen protestantischen Parthei in Deutschland, denn diese hatte das größte Interesse dabei, wenn es einen katholischen Kurhut weniger im Reiche gab, und überdem ließ sich mit Bestimm-

heit voraussehen, daß die meisten Einwohner des Erzbisthums, dem Beispiele ihres Gebieters folgend, zum evangelischen Glauben übertreten würden. Welcher Gewinn also für die protestantische Sache und zugleich welcher Schlag für den Katholicismus, wenn Gebhard sein Vorhaben durchsetzte!

Schrecken und Grimm zugleich erfaßte alle Freunde Roms, vor allen die Jesuiten, als sie diese Zeitung erfuhren, und Eilboten gingen sofort nach Italien ab, um den Papst Gregor XIII. zu bestimmen, daß er augenblicklich seinen Bannfluch auf den abtrünnigen Kirchenfürsten schleudere. Dieß geschah und sogar noch mehr, denn Gregor excommunicirte nicht nur den Gebhard, sondern sprach auch — den Nechten der Deutschen damit ins Gesicht schlagend — dessen Absetzung als Kurfürst aus. Nun schritt das Domcapitel, das sich außerhalb Coblns sammelte, anno 1583 zu einer neuen Wahl, und daraus ging Herzog Ernst von Baiern hervor. Dieser aber brachte, weil Gebhard freiwillig nicht wich, sondern es offenbar aufs äußerste ankommen lassen wollte, ein mächtiges Heer auf die Beine, wobei ihm seine Brüder und Vettern, so wie viele andere katholische hohe Herren auf das Drängen der Jesuiten mit Geld und Mannschaft an die Hand gingen, und schickte sich an, das Erzbisthum mit Gewalt zu erobern. Was geschah nun von Seiten der protestantischen Fürsten? Sie sahen, daß die ganze papstfreundliche Welt Deutschlands sich für Ernst von Baiern betheiligte, und es konnte ihnen also nicht entgehen, daß Gebhard, wenn man ihm nicht kräftigen Beistand leistete, nothwendig unterliegen müsse. Nicht minder hätten sie blind gewesen sein müssen, wenn ihnen die großen Vortheile, welche der Sieg Gebhard's der protestantischen Kirche in Aussicht stellte, entgangen wären, und somit zweifelte kein Vernünftiger auf der Welt, daß sie dem katholischen Heere ein protestantisches entgegenstellen würden. Allein wie ganz anders kam's in der Wirklichkeit! Der arme Gebhard hatte nämlich nicht die Lehre Luther's, sondern die Calvin's ergriffen und kaum wurde dieses Factum unter den lutherischen Fürsten bekannt, so zogen sie sich gänzlich von ihm zurück. Hielten sie ja doch in ihrer geistigen Beschränktheit den Calvinismus ärger, als die papistischen oder gar türkischen Gräuelp; wie hätten sie es also über sich bringen können,

einen Anhänger jener Glaubensform zu unterstützen? Gebhard mochte also bitten und flehen so lange er wollte; er mochte selbst das Versprechen ablegen, alle seine Unterthanen dem Lutherthume zuwenden zu wollen; nichts konnte den Glaubenshaß der Kurfürsten von Sachsen, von Brandenburg und wie sie alle hießen, brechen, und sie sahen mit größtem Gleichmuth, ja sogar mit Hohn zu, wie der Wittelsbacher immer weiter vordrang. Es war dieß eine „mehr als viehische Dummheit“ — *belluina stupiditas*, schreibt ein Zeitgenosse, der schweizerische Historiker Gualtherus —, allein die Engherzigkeit der lutherischen Fürsten sah dies selbst dann nicht ein, als Gebhard nach Verlust seiner letzten Festung, Bonn, sich anno 1584 genöthigt sah, nach Holland zu flüchten, und der neue Erzbischof Ernst alle seine inzwischen protestantisch gewordenen Unterthanen mit Gewalt zum Katholicismus zurückführte. Nun übrigens, wie es so weit gekommen war — ei wie jubelten jetzt die Katholiken und insbesondere die Jesuiten! Noch mehr, mit welcher herzinnigen Geringschätzung sahen sie nicht auf die Querköpfe von Lutherischen herab, deren Verblendung, Zerissenheit und Schwäche nunmehr recht offen vor Jedermanns Augen lag!

Die natürliche Folge dieses großen in Cöln erworbenen Sieges war die, daß die sämtlichen zunächst vakant werdenden Bischofsitze mit lauter Männern jesuitischen Sinns besetzt wurden, wie z. B. namentlich Freisingen, Hildesheim, Lüttich, Stablo, Münster, Osnabrück, Minden und Paderborn. Ja, erstere fünf vereinigte der genannte Ernst von Baiern, der Erzbischof von Cöln, alle in seiner Hand und man kann sich denken, wie dieser von den Söhnen Loyola's durchaus beherrschte, total kraft- und geistlose Wüstling das Regiment daselbst führte;*) in den andern drei geistlichen Fürstenthümern aber ging es um kein Haar breit anders, sondern die Jesuiten hatten vollkommen freies Spiel und konnten mit ihrem Belehrungswerk vorwärts schreiten, ohne daß ihnen von oben herab das geringste Hinderniß in den Weg gelegt worden wäre. Auch gelang es ihnen in der

*) Der Beweis für diese Behauptung kann nachgesehen werden in Tretin's Geschichte Maximilian's I. in welcher die Erbärmlichkeit Ernst's und seine verkommene Sittenlosigkeit urkundlich belegt wird.

That, alle Evangelischen dieser Territorien, selbst da, wo diese weitaus die Mehrheit bildeten, in verhältnißmäßig ganz kurzer Zeit zum römischen Katholicismus zurückzuführen, und man wäre versucht, sie wegen solch großartiger Resultate anzustaunen, wenn nicht die Mittel und Wege, deren sie sich bedienten, uns augenblicklich den Nimbus nehmen würden. Am besten ist's wohl, die Sache durch ein Beispiel klar zu machen, und als solches mag uns der Bischofsitz Paderborn dienen. Hier hatte der Protestantismus schon sehr frühe tiefe Wurzeln geschlagen und als im Jahre 1585 der Jesuitenfreund Theodor von Fürstenberg auf den Thron — wenn man so sagen darf — erhoben wurde, gehörte sowohl auf dem Lande, als auch in der Hauptstadt kaum noch der zehnte Theil der Einwohnerschaft dem alten Glauben an. In Folge dessen huldigte die ganze Obrigkeit, welche vom Volke erwählt wurde, dem Ackerthum, und der regierende Herr mußte sich also wohl hüten, irgend einen Befehl zu ertheilen, welcher antiprottestantisch klang, denn in einem solchen Fall hätte man ihm nicht nur nicht gehorcht, sondern ihn auch noch gehöhnt und mit Verachtung gestraft. Demgemäß sagten sich auch die Söhne Loyola's, als sie mit Theodor von Fürstenberg in sein kleines Reich einzogen und von ihm die nöthigen Localitäten und Geldmittel zur Errichtung eines Collegiums bekamen, sogleich, daß hier, für den Anfang wenigstens, mit dem bei ihnen sonst so beliebten Mittel der Gewalt nichts auszurichten sei, sondern daß der „dürre Acker“ — so nannten sie das Paderbornsche Gebiet — „vielmehr vorher gut gedüngt werden müsse, ehe man mit der Pflugschaar darüber hinfahren könne.“ Die protestantischen Fürsten und Stände waren allerdings, wie der Vorgang in Cöln hinlänglich gezeigt hatte, nicht zu fürchten; aber die Paderborner selbst — konnten sie sich nicht empören und am Ende den Bischof nöthigen, entweder abzudanken oder den Loyoliten den Lauffuß zu geben? Die Klugheit gebot also, die Leute vorher in ihrem protestantischen Glauben wankend zu machen, ehe man ihnen den katholischen anbot, und um dieß bewerkstelligen zu können, durfte man nicht mit den Fäusten drein schlagen. Im Gegentheil mußte man subtil auftreten, so subtil, bescheiden und demüthig, als ob man nicht Fünfe zählen könnte. Man mußte

sich wie ein unschuldigtes Kind hinstellen, um das Zutrauen der Leute zu gewinnen, und vor allem mußte man einen Heiligenschein um den Kopf winden, um dem Katholicismus dadurch das Ansehen des Alleinseeligmachens zu geben. Also thaten denn auch die Söhne Loyola's, und zwar mit einer Geduld und Ausdauer, die wirklich bewunderungswerth ist. Sie hatten aber auch einen äußerst schwierigen Stand, denn die Paderborner empfingen sie nicht nur mit dem tiefsten Mißtrauen, sondern sogar mit dem grimmigsten Hasse, und es fehlte wenig, daß man sie nicht mit Steinwürfen verfolgte, wenn sie sich nur auf der Straße zeigten. Viele lebten sogar der Ueberzeugung, die frommen Patres seien keine Menschen von Fleisch und Blut, wie die übrigen Lebenden, sondern vielmehr Dämonen, welche die Hölle ausgespieen, und die Frauen insbesondere schreckten ihre Kinder mit dem Namen der schwarzen Bruderschaft. Nach und nach aber änderten sich diese Ansichten und Stimmungen. Ach, die Herren Patres benahmen sich ja so harmlos, so liebenswürdig, so herzensgut, daß es in der That ein Verbrechen gewesen wäre, noch fernerhin schlimm von diesen Engeln zu denken. Von freien Stücken und ohne eine Belohnung dafür zu verlangen, standen sie den Kranken bei. Ja, sie verpflegten sie nicht blos, sondern lieferten ihnen sogar Speise und Trank, wenn es nöthig war. Von freien Stücken und ohne eine Belohnung dafür zu nehmen, unterrichteten sie die Jugend. Ja, sie unterrichteten dieselbe nicht nur, sondern sie reicheten den Bedürftigen unter der Kinderwelt sogar Aufenthalt und Kleidung, und nahmen damit den weniger bemittelten Familienvätern einen schweren Stein vom Herzen. Dazu kamen dann noch die wunderschönen Prozessionen welche die Herren Patres von Zeit zu Zeit veranstalteten, sowie überhaupt das Schaugepränge und der Pomp und Glanz bei ihrem Gottesdienste, durch den sie das Auge selbst des eifrigsten Katholiken bestachen. Endlich aber und zuletzt mußten sie auch die Leichtgläubigkeit der Menge, besonders der Weiber, aufs schlaueste zu benützen, und von der Zeit an, daß einmal eine Frau, die sich bisher als eine ihrer schlimmsten Feindinnen erwiesen hatte, eine Mißgeburt zur Welt brachte — ein Ereigniß, das sie natürlich als eine Strafe des Himmels hinstellten — wagte es keine Tochter Eva's mehr, ihnen

entgegenzuarbeiten. Kurz, sie wußten die Paderborner nach und nach so sehr umzustimmen, daß sie nach einem Zeitraum von wenigen eilf Jahren nicht mehr von allzuvielen gehaßt wurden, und überdem war es ihnen in dieser Zeit gelungen, nicht weniger als siebenhundert und fünfzig Proselyten zu machen. Nun aber, nachdem sie so weit gekommen waren, dünkte ihnen der Boden gedüngt genug, um, wie ich oben sagte, mit der Pflugschaar darüber hinzufahren, und somit zogen sie die Schafskleider aus, um dagegen ihre wahre Tracht, die Wolfspelze herauszuzehren. Mit andern Worten, sie drängten ihren Beschützer, den regierenden Fürstbischof, das Befehrungswerk durch Gewaltmaßregeln zu fördern, und Theodor von Fürstenberg entsprach natürlich ihrem Willen in allen Stücken. Somit ließ er anno 1596 das Gebot ergehen, daß alle protestantischen Landpfarrer entweder zum Katholicismus zurückzukehren oder das Land zu verlassen hätten, und zwar sofort ohne irgend welchen Aufschub; wer aber nicht gehorchte, der wurde so lange bei Wasser und Brod eingesperrt, bis er hinlänglich mürbe geworden war. Natürlich übergab er zu gleicher Zeit auch die sämtlichen protestantischen Kirchen den Jesuiten und diese versuchten es nun mit allen Kräften der Ueberredung, den Leuten den alten Glauben einzutrichtern. Bei Vielen ging es, aber bei weitem die Mehrzahl widerstand hartnäckig, und nach sechsjährigem Abmühen mußten es sich die Söhne Loyola's gestehen, daß sie mit den bisherigen Mitteln nicht zum Ziele gelangen würden. Somit griff jetzt der Bischof auf ihren Rath zu einer andern Maßregel, welche von etwas durchgreifenderer Natur war; zu der Maßregel nämlich, daß er seinen sämtlichen evangelischen Unterthanen nur die Wahl ließ: entweder das Land zu verlassen oder katholisch zu werden. Auch blieb es nicht beim bloßen Befehl, sondern man hatte schon zum voraus eine gehörige Anzahl von Truppen aufgestellt, mit denen die Jesuiten den bischöflichen Worten Nachdruck zu geben wußten. Wie nahmen nun aber die Bürger von Stadt und Land diese fürchtbar grausame Verfügung auf? Ei nun, ein Theil fügte sich und wurde entweder katholisch oder wanderte in die benachbarten Länder aus; ein anderer Theil jedoch verlor die bisher streng beobachtete gesetzmäßige Haltung und stürmte in seiner

Wuth gegen das jesuitische Collegium an, drohend, dessen In-
fassen insgesamt dem Tode zu überliefern. Das war aber
ein arger Fehler, denn nunmehr schrieen die Jesuiten: „Re-
bellion!“ und überzeugten den Bischof, daß er in seinem
vollsten Rechte sei, wenn er mit diesen Aufwieglern kurzes
Federlesen mache. Es kam also zum Kampfe und in diesem
unterlagen die in den Waffen ungeübten Bürger, die noch zu-
dem Niemanden hatten, der im Stande gewesen wäre, das
Steuerruder im Sturm zu lenken. Kurz, die Rebellion wurde
unterdrückt, und das Ende vom Liede war, daß im Jahre
1604 die sämtlichen Paderborner ihrem Landesherrn unter
Abschwörung des Protestantismus von neuem hulbigten.

Auf diese Art erlangten die Söhne Loyola's im Pader-
bornschen ihren Zweck, und auf ganz ähnliche Weise setzten
sie auch in den übrigen von mir genannten geistlichen Für-
stenthümern die Convertirung der Protestanten durch. Allein
von allzugroßer Bedeutung waren diese Resultate doch nicht,
weil die genannten Territorien einen verhältnißmäßig nur sehr
kleinen Theil Deutschlands ausmachten, und somit darf es
uns nicht wundern, wenn die frommen Patres Tag und Nacht
darüber brüteten, ob es ihnen nicht möglich wäre, einmal eine
ganze Provinz, ein Herzogthum, oder gar ein Königreich mit
Hülfe seines weltlichen Regenten vom evangelischen Glauben
zu säubern. Insbesondere richteten sie in dieser Beziehung
ihr Augenmerk auf das sogenannte „Innerösterreich“, weil
dieses von einem Manne ihres Herzens regiert wurde, und
siehe da — ihr Vorhaben glückte ihnen auch hier. König
Ferdinand I. hatte nämlich in seinem Testamente die öster-
reichischen Erbstaaten so unter seine drei Söhne getheilt, daß
der älteste, Maximilian, der zugleich sein Nachfolger im
Reiche wurde, das Erzherzogthum Oesterreich nebst Böhmen
und Ungarn, der zweitgeborene, Ferdinand, Tyrol nebst
Vorderösterreich, der drittgeborene, Karl, aber Innerösterreich,
das ist Steiermark, Kärnthen, Krain, Görz, Istrien und Triest
erhielt, und eben auf diesen Erzherzog Karl, den Stifter der
steierischen Linie Habsburg, hielten die Loyoliten besonders
hohe Stücke. Auch wußten sie wohl warum, denn derselbe
hatte sich anno 1571 mit Marien, der Tochter des Baiern-
herzogs Albrecht V. vermählt, und diese Marie, eine mehr

als überfromme Katholikin, verehrte die Jesuiten mit der innigsten Hingebung ihres Herzens. Darum, wie sie sich überzeugete, daß der größere Theil der Innerösterreicher sich zu der evangelischen Kirche bekannte, lag sie ihrem Gemahl beständig mit der Vorstellung in den Ohren, daß es kein anders Mittel gebe, dem völligen Untergange des ächten Glaubens in seinem Lande vorzubeugen, als wenn er die frommen, schwarzen Väter berufe, und bald glaubte der Herr Gemahl, was sie ihm vor sagte. Somit wandte er sich an den Ordensgeneral zu Rom, und dieser sandte ihm anno 1573 fünf Mitglieder der Gesellschaft, zugleich versprechend, noch mehrere nachsenden zu wollen, wenn ein Bedürfnis vorhanden sei; die Fünfe aber richteten sich sofort in Grätz, der Hauptstadt des Landes, häuslich ein, und erhielten von ihrem hohen Gönner so viele Gebäulichkeiten nebst so viel Geld und Gut, daß sie es schon in wenigen Jahren zu einem Collegium, einem Priesterseminar und einem adeligen Convicte brachten. Trotzdem jedoch gelang es ihnen keineswegs, großartige Erfolge „im Bekehren“ zu erzielen, sondern es schien eher, als ob sich seit ihrer Anwesenheit der Protestantismus noch mehr ausdehne, denn zuvor, und die Chroniken melden einstimmig, daß ums Jahr 1580 nicht bloß die Bürgerschaften der meisten Dörfer, Märkte und Städte, sondern auch fast die sämtlichen adeligen Stände, so wie bei weitem die meisten Staatsdiener, sowohl im Civil als Militär, zum evangelischen Glauben gehört hätten. Dieß gränzte natürlich die Eöhne Loyola's gar gewaltig, und der Beichtvater des Erzherzogs, der fromme Pater Johannes, sagte daher seinem Beichtkinde stets vor, daß weit strengere Maßregeln gegen die Protestanten ergriffen werden müßten. Dasselbe that in ihren Gardinenpredigten die Gemahlin Marie, und deren Bruder, der fanatische Herzog Wilhelm V. von Baiern, reiste einmal (anno 1581) eigens deswegen nach Grätz, um seinen Schwager persönlich zu bearbeiten. Letzterer nahm nun auch wirklich einen Anlauf, und erließ einige Verfügungen, welche die freie Religionsübung der Evangelischen beschränken sollten; allein, da er stets in Geldverlegenheiten war, von denen ihn nur seine Stände befreien konnten, und da diese Stände keine ernstliche katholische Uebergriffe duldeten, so reducirte sich all' sein Vorgehen gegen den Protestan-

tismus auf nicht viel mehr als Null. Dagegen suchte er seine Freunde, die Jesuiten, für diese seine Unthätigkeit durch große Gnadengeschenke zu entschädigen, und das bedeutendste derselben war, daß er ihr Collegium zu Grätz im Jahre 1585 zu einer Universität mit allen Freiheiten und Rechten einer solchen erhob.

So blieben also die Wünsche der Söhne Loyola's in Beziehung auf die religiösen Verhältnisse Innerösterreichs unerfüllt, so lange Erzherzog Karl lebte, allein ganz anders gestaltete sich die Sache, als ihm im Sommer 1590 sein Erstgeborner, der Erzherzog Ferdinand — der nachherige Kaiser Ferdinand II. — auf dem Throne nachfolgte. Dieser anno 1578 zu Grätz geborene Prinz nämlich wurde schon in sehr zartem Alter den Jesuiten zur Erziehung übergeben, wie denn auch sein Name in die Matrikel der neugestifteten Universität Grätz eingetragen ist; doch war er damals — das Matrikel lautet vom 25. November 1586 — noch zu jung, um als wirklicher Studiosus gelten zu können. Wie aber der Junge in das Alter von 12 Jahren trat, sandte ihn sein Vater auf das Andrängen seines Schwagers, Wilhelms V. von Baiern, des großen Jesuitenfreunds, nach der hohen Schule von Ingolstadt, dem Hauptlager der Söhne Loyola's in Deutschland, und hier wurde er nun in Gemeinschaft mit Wilhelms V. erstgebornem Sohn Maximilian, welcher ihn jedoch im Alter um fünf Jahre überragte, unter der immerwährenden speziellen Aufsicht des Herzogs Wilhelm selbst sechs volle Jahre lang in den Grundsätzen jesuitischer Staatsweisheit so vortrefflich unterrichtet, daß man ihn in seinem achtzehnten Jahre als ein Muster eines ächt katholischen Herrschers hinstellen konnte. „Alles Glück und aller Segen einer jeweiligen guten Regierung“, so lehrten die Jesuiten, „sei an die Herstellung der Einheit des katholischen Glaubens geknüpft, denn Religionszwiste hätten von jeher nichts als Unordnung in einen Staat gebracht und die Bürger gegen einander aufgehzt. Eben deswegen habe ein Regent, welchen die Vorsehung zur Zeit der Zerrüttung seiner Länder durch Glaubensstreitigkeiten auf den Thron berufe, es als seine erste Pflicht anzusehen, den Kezern durchaus keine Nachsicht, Duldung oder Schonung zu gewähren, und es dürfe kein Mittel zu streng,

kein Opfer zu theuer erscheinen, um die durch die Religions-trennung erschütterte Grundlage der Gesellschaft wieder zu befestigen.“*) Man sieht, es waren dieselben Grundsätze, in denen auch Philipp II. von Spanien aufwuchs, und die Historiker haben daher ganz recht, wenn sie berichten, Ferdinand sowohl als sein lieber Vetter und Freund Maximilian seien nichts anderes gewesen, als getreue Copien des großen spanischen Vorbilds. „Derselbe glühende, alles natürliche Gefühl von Recht und Sittlichkeit erwürgende Haß gegen die neuen religiösen Ueberzeugungen; dieselbe Verläugnung aller Treue und alles Glaubens und dasselbe frevelhafte Spiel mit der Heiligkeit des Eides und den feierlichsten Verträgen; dieselbe Fühllosigkeit gegen das unsägliche Elend der im Todeskampfe sich krümmenden Völker; dieselbe geistige Energie, verbunden mit einer fast stupiden Hartnäckigkeit in Verfolgung einmal gefasster Vorsätze und endlich derselbe maßlose Uebermuth im Glück, welcher den Zorn des Himmels beinahe herausforderte; kurz, ganz dieselben vergifteten Grundsätze und Eigenschaften, welche im spanischen Philipp wucherten, besaßen auch die Brust Ferdinands und Maximilians, und die beiden Jünglinge verließen anno 1596 Ingolstadts hohe Schule mit dem festen Entschlusse, der glorreichen Aufgabe der Ketzervertilgung ihr ganzes Leben zu widmen.“**)

Im Jahr 1596 übernahm Ferdinand die Regierung seiner Länder, die seit dem Tode seines Vaters vormundschaftlich verwaltet worden waren, und alsbald meldete er seinem Vetter, dem Kaiser Rudolph II., daß er die bisherige Religionsfreiheit in seinen Territorien fernerhin nicht mehr dulden werde. Weil aber der Kaiser in seiner Rückantwort ihn an die große Uebermacht der Protestanten erinnerte und ihm zugleich zu verstehen gab, daß gar leicht ein herber Verlust an Land und Leuten daraus entspringen möchte, so wurde in den

*) Man vergleiche „Eugenheim's Geschichte der Jesuiten in Deutschland.“ Bd. I. pag. 119/120.

***) In einem noch vorhandenen Briefe (s. Hormayr's Archiv für Geographie und Geschichte, Jahrg. 1812, pag. 540) vom 25. Jan. 1594 schreibt der Rector der Universität zu Ingolstadt an den Rector des Collegiums zu Grätz: „Der Erzherzog Ferdinandus hat allhie schon das vierdte Jahr im Studiren zugebracht und zwar mit keinem Ruh. Es verdirbt nichts, was in diesem so fruchtbaren Acker gepflanzt wird, denn gewiß das Gemuecht des gueten Fürshten ist also geschaffen, daß kein bessers gewünscht mag werden.“

ersten zwei Jahren von großartigeren Gewaltmaßregeln noch Abstand genommen. Dagegen benützte man diese Zeit, um die Protestanten durch geringere Bedrückungen zu sondiren, ob sie wohl Muth genug hätten, der Gewalt — Gewalt entgegenzusetzen, und siehe da, die frommen Patres, welchen natürlich das Geschäft des Pulsfühlens übertragen wurde, fanden heraus, daß die evangelischen Innerösterreicher einen allzu großen Respekt vor der Legitimität ihres Fürsten, oder besser gesagt, eine allzu eingefleischte Unterthanentreue besäßen, als daß sie je zu revoltiren wagen würden. Auf diesen Bericht hin beschloß Ferdinand, sein großes Vorhaben nicht länger mehr hinauszuschieben; doch reiste er noch vorher, anno 1598, nach Rom, um sich den Segen des heiligen Vaters zum Gedeihen des Werks zu erbitten, und überdem pilgerte er nach Loreto, woselbst er vor dem Bilde der Mutter Gottes, seiner „Generalissima“, das Gelübde: alle seine Lande gründlich vom Kezerthum zu säubern, feierlichst erneuerte. Kaum war er aber von Rom, woselbst er im Professhause der Gesellschaft Jesu sein Absteigequartier genommen hatte, zurückgekehrt, so berief er seine drei hauptsächlichsten jesuitischen Rathgeber, ohne die er damals nie etwas unternahm, nämlich seinen Beichtvater, den Pater Bartholomäus Viller, sowie die beiden Rectoren Hauer und Neukirch in sein Cabinet, und hier wurde nun, nachdem man noch den katholischen Stadtpfarrer zu Grätz, mit Namen Lorenz Sunabenter, herbeigezogen hatte, der Feldzugsplan gegen die Evangelischen besprochen. Es war dies ein sehr einfacher (denn was braucht man mit Kezern viel Federlesens zu machen?) und derselbe eröffnete sich damit, daß Sunabenter in einer wohlstylisirten Eingabe sich beim Erzherzog darüber bitter beschwerte, wie die evangelischen Prädicanten sich erdreisteten, in seinem Pfarrbezirke zu taufen, zu copuliren und andere seelsorgerische Handlungen vorzunehmen. Solche Behauptung fußte durchaus auf Wahrheit; nur vergaß der Stadtpfarrer beizufügen, daß die evangelischen Prädicanten diese Befugnisse seit vielen Jahren der Religionsfreiheit gemäß ganz ungehindert ausgeübt hatten. Wie beantwortete nun aber der Erzherzog die Eingabe Sunabenters? Einfach damit, daß er die Handlungsweise der Prädicanten für einen Friedensbruch erklärte und zur Strafe hiefür

die den Protestanten früher bewilligte Religionsfreiheit als erloschen zurücknahm. Demgemäß erging sofort (am 13. Septbr. 1598) ein Befehl an den Landeshauptmann von Steiermark, alle protestantischen Kirchen und Schulen innerhalb vierzehn Tagen zu schließen, sowie ein fernerer Befehl (vom 23. Sept.) an die Prediger und Schulmeister, alles Predigen und Unterrichten sogleich einzustellen und innerhalb acht Tagen bei Todesstrafe das Land zu verlassen. Ganz gleichlautende Erlasse erfolgten den Monat darauf für die übrigen Provinzen Innerösterreichs und zwar mit der weiteren Verfügung, daß sofort alle Evangelischen und Ketzer zur katholischen Religion zurückzutreten, oder aber augenblicklich ihre Habe zu verkaufen und nach Entrichtung des zehnten Theils vom Erlöse das Land zu verlassen hätten.

Man sieht, Erzherzog Ferdinand führte eine ganz unverblünte Sprache und verhehlte seinen großen Zweck auch nicht im geringsten; allein was thaten nun die Protestanten, als sie sahen, daß es sich jetzt um Sein oder Nichtsein handle? Sie bildeten, wie ich weiter oben schon auseinandergesetzt habe, die große Mehrzahl der Einwohnerschaft und konnten also mit Leichtigkeit Widerstand leisten, wenn sie nur wollten, besonders da auch der meiste Besitz in ihren Händen war. Doch — leisteten sie Widerstand? Ja, einzelne Landgemeinden thaten es und auch einzelne Städte, wie z. B. Klagenfurt, die Hauptstadt von Kärnthen. Die andern alle aber beschränkten sich aus lauter Unterthanendemuth auf flehentliche Bitten oder höchstens auf heftige Demonstrationen, und so wurde es dem Erzherzog leicht, die gewaltsame Opposition der wenigen einzelten Gemeinden mit seinen angeworbenen Truppen zu brechen. Ich will mich über diese entwürdigende Unterwürfigkeit der protestantischen Innerösterreicher, welche sich auf die Lehre fußte, daß es Pflicht des Christen sei, lieber das größte Unrecht zu dulden, als sich dem göttlichen Rechte des Landesherrn zu widersetzen, nicht weiter auslassen, und wiederhole daher nur die Bemerkung, daß der Sieg ihnen sicher und gewiß gewesen wäre, wenn sie auch nur „die Miene angenommen hätten“, sich „in Masse“ gegen ihre Unterdrücker zu erheben; unter benannten Umständen aber erging sofort ein Strafgericht über sie, wie noch selten eines über eine im Sturm er-

oberte Stadt ergangen ist. Sobald nämlich die Jesuiten — und diese waren nunmehr die alleinig dirigirenden Personen in Innerösterreich — zu ihrer eigenen Verwunderung sahen, daß sich die Hunderttausende ihrer kezerischen Gegner ganz demüthig alles gefallen ließen, bewogen sie ihr Werkzeug, den Erzherzog, ein großes Inquisitionstribunal zu errichten und die Abgesandten dieses Tribunals durchzogen unter dem Titel von landesherrlichen Kommissären das ganze Land von Ortschaft zu Ortschaft, von Stadt zu Stadt, um die verirrtten Lämmer in den Schafstall der Alleinseligmachenden zurückzuführen. Diese Zurückführung geschah aber natürlich nicht durch das Mittel der sanften Ueberredung, oder gar durch die Ueberzeugung aus der Bibel und dem Worte Gottes, sondern vielmehr durch das Schwert der Krieger, von denen sich die Kommissäre begleiten ließen, und insbesondere durch die Furcht vor dem Galgen. Ja vor dem Galgen, denn vor jedem Dorfe, vor jeder Stadt ward ein solcher errichtet, und wer nicht alsbald auswanderte oder den Protestantismus abschwor, der durfte des Baumelns gewärtig sein. Auf diese Weise trieben's die Jesuiten fünf volle Jahre lang in den innerösterreichischen Provinzen und während dieser Zeit verbrannten sie mehr als vierzigtausend lutherische Bibeln, wie sie auch der Kürze halber eine Menge von protestantischen Kirchen entweder mit Kanonen zusammenschossen oder mit Pulver in die Luft sprengten. Mit dem Eintritt des Jahres 1600 aber durften sie sich rühmen, mit alleiniger Ausnahme der Dreißigtausend und mehr, die ausgewandert waren, die sämtlichen Kezer wenigstens äußerlich neu bekehrt und dem ganzen Lande die Ruhe des Kirchhofs gegeben zu haben.

So endete der erste umfangreichere Kezervertilgungskampf, den die Jesuiten in Deutschland unternahmen, und daß sie dabei sich selbst, das ist ihre eigene Machtvergrößerung nicht vergaßen, das ist wohl etwas, welches sich von selbst verstand. So erhielten sie gleich zu Anfang von Ferdinands Selbstregierung ein großes Collegium zu Laibach, der Hauptstadt Krains; so ferner anno 1598 die einem Fürstenthum gleichende Herrschaft Müllstadt in Kärnthén mit allem, was drum und dran hing, insbesondere mit den umfassendsten Sou-

veränetätsrechten; so weiter anno 1607 ein neues prächtiges Collegium zu Klagenfurt und ein anderes nicht minder großartiges zu Leoben; so endlich anno 1609 einen wahren fürstlichen Palast von einem Universitätsgebäude in Grätz selbst und noch eine Menge kleinerer Güter oder Einkommenstheile, die speziell mit Namen aufzuführen viel zu viel Raum hinwegnehmen würde. Weit größeren Werth aber als alles dieß hatte die Thatsache, daß sie seit der Keizerbekehrung in ganz Innerösterreich so zu sagen als gebietende Herren regierten und alle Zustände daselbst nach ihrem eigenen Gutdünken ordneten.

Mit großer innerer Entrüstung sahen die protestantischen Fürsten Deutschlands den Vorgängen im Innerösterreichischen zu; aber sie sahen zu, ohne Hand und Fuß zu rühren, und somit flüsteren nun die Jesuiten, ausgehend von dem Grundsatz, daß man das Eisen schmieden müsse, so lange es warm ist, dem Kaiser Rudolph II. beständig in's Ohr, daß jetzt der wichtige Zeitpunkt sei, um in allen österreichischen Staaten die Glaubenseinheit wieder herzustellen. Rudolph zeigte sich auch durchaus nicht abgeneigt, diesem Rathe Folge zu leisten, und ernannte z. B. für sein Erzherzogthum Oesterreich eigene Kommissäre, welche in den Jahren 1599—1603 das ganze Land durchzogen, um die protestantischen Geistlichen zu verjagen. Auch schenkte er den Söhnen Loyola's einen großartigen Wohnsitz nebst einigen den Protestanten entrißnen Kirchen in Linz, der Hauptstadt Oesterreichs „ob der Ens“, und es entstand daraus ein so prächtiges Collegium, wie es sonst nur wenige gab. Dagegen mußte er davon absehen, in seinen beiden Königreichen Ungarn und Böhmen ähnliche Maßregeln durchzusetzen, dieweil dieselben sich sonst, unterstützt von den Türken, seinem Scepter ganz entzogen haben würden, und in dieser Richtung konnten also die vier Jesuitenpatres, welche den schwachen Monarchen im letzten Jahrzehnte seines Lebens fast ganz beherrschten, nämlich Georg Scherer, Wilhelm Lamormain, Jakob Geranus und Johannes von Mellen, nicht durchbringen. Wenn nun aber auch der Orden Jesu vorderhand wenigstens auf besagte Gewaltmaßregeln verzichten mußte, so entschädigte er sich damit, daß er nunmehr anfang, die Katholischen durch Schmähschriften aller Art zu einem wahrhaft teuflischen Haß gegen die Evangelischen

aufzureizen, und die Thatſache ſteht feſt, daß es derſelbe hierin zu einer wahrhaften Virtuofität brachte, obwohl auch die Proteſtanten die Antworten nicht ſchuldig blieben. Auch wäre es ſicherlich ſehr ergöglich, dem Leſer eine Parthie ſolcher Schimpffchriften aufzuſuchen, allein aus guten Gründen muß ich hierauf verzichten und der Leſer erhält daher nur einige wenige Brocken ſtatt einer ganzen Mahlzeit. So ſchrieb der Pater Andreas: „Es ſei beſſer ſich mit dem Teufel, als mit einem lutheriſchen Weibe zu verheirathen, bieweil man den Teufel mit geweihtem Waſſer und Exorcismus vertreiben könne, während an lutheriſchen Weibern Kreuz, Chryſam und Taufwaſſer verloren ſeien.“ So meinte der Pater Gretſer: „Daß wer das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt von den Lutheriſchen empfangt, geradezu den Teufel in den Leib bekommt,“ und an einem andern Orte behauptete er: „daß evangeliſche Religionsverwandte, wenn ſie heirathen wollten, nicht würdig ſeien, von einem Prieſter, ſondern nur von einem Scharfrichter oder Henker proclamirt zu werden.“ So pflegte der Pater Conrad Vetter die Evangeliſchen nie anders als „Schelme, Böfewichter und Verräther“ öffentlich zu tituliren und der Luther ſelbſt war ihm ein „verloſſener Apoſtate, ein Dieb und Räuber, eine unſläthige Sau und eine unſinnige Beſtie oder gar des Teufels Spießgeſelle.“ So gab der Pater Chriſtoph Ungerſdorf in einer anno 1610 herausgekommene Brochüre den evangeliſchen fürſtlichen Reichsſtänden beifolgende ſchmeichelhafte Beinamen: dem Kurfürſten von Sachſen den „der durchlauchtig Saue“; dem von der Pfalz den „der Beſtie zu Heidelberg“; dem Landgrafen von Heſſen den „des hochgelehrten Schweins“; dem Herzog von Württemberg den „des reichen Tempelräubers zu Stuttgart“; dem Markgrafen von Brandenburg den „des Büttels von Ansbach“ und dem Pfalzgrafen von Neuburg den „eines ſinnloſen und raſenden Narren.“ Ja, es genügte den Söhnen Loyola's nicht einmal, die Lutheriſchen mit Schmach und Hohn aller Art zu überhäufen, ſondern ſie forderten ſowohl von der Kanzel herab, als in Druckwerken, die Katholiken ungeschminkt zur Vertilgung der Ketzer mit den Waffen in der Hand auf, und Anton Poſſevin, eines ihrer angeſehenſten Mitglieder, ging ſogar ſo weit, daß er dem Kaiſer Ferdinand I. die ewige

Seligkeit absprach, weil derselbe so gottlos gewesen sei, den Protestanten den Religionsfrieden zu gewähren. „Wozu — so riefen die Patres Adam Tanner, Paul Winded und Vitus Ebermann — wozu haben wir Gelder, wozu Soldaten, Säbel und Kanonen, als um sie gegen unsere Feinde zu gebrauchen? Was zaudern wir also, den Kettern auf den Leib zu rücken; was zaudern wir, das Lutherthum und den calvinistischen Gräuel mit Stumpf und Stiel auszurotten? Tödtet sie, die Hunde, schlägt sie nieder, reißt sie zu Boden, macht ihnen den Garaus, zündet ihnen die Häuser über dem Kopf an und überhäuft sie mit Allem, was nur Schlimmes erdacht werden kann, daß die verhasste Brut endlich vom Erdboden verschwinde!“ Also riefen die Loyoliten und es konnte also in Deutschland kein Zweifel darüber sein, wie sie auf nichts anderes hinarbeiteten, als auf einen großen allgemeinen Vernichtungskrieg gegen den Protestantismus.

Solches mußte Jedem noch klarer werden, wenn er das Gebahren der frommen Väter in ihrem geliebten Baiern eines eindringlicheren Blickes würdigte. Hier waren dieselben schon unter Albrecht V., wie wir gesehen haben, zu großer Macht gelangt, und noch mehr geschah dieß unter seinem Sohne und Nachfolger, Wilhelm V., der von 1579 bis 1596 regierte. Auf dessen Erziehung hatte nämlich der Pater Hoffäus einen so bedeutenden Einfluß gehabt, daß man dem Orden deswegen unter dem zukünftigen Wilhelmschen Regimente die glänzendste Zukunft prophezeien konnte; allein diese Erwartungen wurden dadurch noch bedeutend übertroffen, daß besagter Wilhelm als Erbprinz anno 1568 die überfromme *Renata*, die Tochter des Herzogs Franz I. von Lothringen, heirathete und deren Beichtvater, den Pater *Dominikus Mengin*, auch zu dem seinigen machte. Natürlich, denn dieser innerlich zwar ungemein anmaßende, äußerlich aber überaus geschmeidige und hofmännische Jesuit wußte sich nach kurzem schon seines vornehmen Beichtsohns vollkommen zu bemeistern. Ja, Wilhelm ließ sich, nachdem er an die Regierung gelangt war, wie ein Kind von ihm leiten und wetteiferte von da an mit seiner Gemahlin in der tollsten Verschwendung zu Gunsten des Ordens Jesu, wovon die Prachtbauten in München selbst das beste Zeugniß geben! Weil aber diese Ver-

schleuderung des Landesvermögens nach und nach ins Ungeheuerliche ging und weil der Regent zuletzt für nichts mehr Sinn hatte, als für jesuitische Angelegenheiten — insbesondere liebte er es, mit seinem geliebten Beichtvater bei der ärgsten Sonnenhitze oder auch im strömendsten Regen in der ärmlichsten Pilgrimskleidung zu Fuße, sei's nach Duntzenhausen, sei's nach Altötting zur schwarzen Maria zu wallfahrten und dort bedeutende Opfer zu bringen —, so entstand endlich eine allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volke und der Herzog sah sich in Folge dessen genöthigt, anno 1596 zu Gunsten seines Sohnes Maximilian abzudanken*). Nunmehr, meinten die Baiern, werde das goldene Zeitalter für sie beginnen, denn man wußte aus vielen Aeußerungen des jungen Regenten, daß es sein eifrigstes Bestreben sein werde, sein Land zur höchsten Blüthe zu bringen; allein — man hatte die Rechnung ohne die Jesuiten gemacht.

Maximilian I., Herzog von Baiern von 1596—1651, war, wie wir wissen, mit Erzherzog Ferdinand in Ingolstadt von den Vätern der Gesellschaft Jesu erzogen worden, und hatte ganz dieselben Grundsätze eingesogen, welche jenen erfüllten. Man kann sich also wohl denken, daß der Einfluß der Jesuiten mit seinem Regierungsantritt kein geringerer wurde, als er unter seinem Vater gewesen; nur äußerte er sich auf eine andere Weise, weil Maximilian ein Mann ganz anderen Schlags war und sich eines energischen Geistes, sowie einer nicht geringen Bildung rühmen konnte. Wie und worin aber äußerte sich nun der jesuitische Einfluß? In nichts Geringerem, als darin, daß die Herren Patres dem neuen Regenten die Ueberzeugung beibrachten, Gott habe ihn zum Rüstzeug ausersehen, um ganz Deutschland zur Glaubenseinheit zurückzuführen und dem verhaßten Ketzerthume ein für alle Mal ein Ende zu machen. In Baiern selbst gab es für den glaubenseifrigen**) Fürsten

*) Wilhelm V. zog sich nach seiner Abdankung in das Collegium der Jesuiten in München zurück, um von nun an ganz der Andacht zu leben, und starb daselbst als eine Art Heiliger erst anno 1626 mit Hinterlassung einiger Gebetbüchermanuscripte, die aber nie gedruckt wurden.

**) Um dem Leser einen Begriff von dieser Glaubenseifrigkeit zu geben, will ich nur das einzige Curiosum anführen, daß er der erste catholische Regent war, welcher seinem Erstgeborenen in der Taufe den weiblichen Namen der Maria und zugleich

in dieser Beziehung nichts zu thun, denn das ganze Land war, Dank der Fürsorge seiner Vorfahren, gut katholisch geblieben, und es erwachte daher in seiner ehrfürchtigen Brust ein großer Neid auf seinen Jugendfreund und Schwager Ferdinand von Innerösterreich*), dessen Heldenthaten auf kirchlichem Gebiete damals die ganze katholische Welt elektrisirten. Was war also natürlicher, als daß die Jesuiten diesen Neid zu immer höheren Flammen anbliesen, so wie daß sie dem nach ähnlichem Ruhme Dürstenden den Weg angaben, wie er sich sogar einen noch viel größeren gewinnen könne? Daran nämlich zweifelte Maximilian von Anfang an nicht, daß der Religionsfrieden, welchen der Kaiser im Jahre 1555 mit den Protestanten abgeschlossen hatte, jeden Augenblick von den Katholiken gebrochen werden dürfe, bieweil die Freiegebung einer irrigen Religion — und die evangelische Lehre war doch natürlich in seinen Augen eine irrige — eine rechtlich unerlaubte Handlung sei, und folglich handelte es sich blos darum, „wann“ man denselben brechen solle. Um aber, sobald dieses „wann“ eintrete, mit Aussicht auf Erfolg operiren zu können, sammelte er in aller Stille Soldaten, Kriegsmaterial und Geld, vorgehend, es geschehe dieß wegen eines drohenden Türkenkriegs, in Wahrheit aber nur allein des großen Glaubenskriegs halber, auf dessen Ausbruch die Jesuiten nunmehr mit aller Macht hinarbeiteten.

Ehe sie jedoch den Vorhang zu dieser furchtbaren Tragödie aufzogen, wollten sie den Helden derselben gleichsam vorher einüben und führten deshalb nunmehr einige Vorfälle auf, von denen zwei besonders bemerkenswerth sind, nämlich die gewaltsame Wegnahme und Bekehrung von Donauwörth, so wie der Uebertritt Wolfgang Wilhelms von Pfalz-Neuburg zum katholischen Glauben nebst der Ausrottung des Protestantismus in seinen Landen. Donauwörth war in früheren Zeiten eine bairische Stadt gewesen, hatte sich aber schon seit 1420 Reichsfreiheit errungen und

den Namen des Jesuitengenerals Ignatius beilegen ließ. Auch ließ er zuerst Münzen schlagen mit dem Bilde der Maria, so wie mit der Umschrift: „Patrona Bavariae“ d. i. „die Beschützerin des Vaterlandes.“

*) Erzhertzog Ferdinand hatte sich am 23. April 1600 mit Maximilians Schwester Maria Anna verheiratet.

diese ihre Freiheit durch fast volle zwei Jahrhunderte hindurch zu bewahren gewußt. Was den Glauben der Einwohnerschaft anbelangte, so gehörte ein Theil noch dem Katholicismus an und dieser fand seinen Hauptstützpunkt in dem Kloster zum heiligen Kreuze, das der Benedictinerorden daselbst besaß. Mehr als vier Fünftheile der Bürger aber bekannten sich zum Luthertum und man konnte also den letzteren Glauben als den herrschenden bezeichnen. Doch kamen seit dem Religionsfrieden beide Parthien ganz gut mit einander aus, und es hatte sich sogar in den letzten zwanzig Jahren des sechzehnten Jahrhunderts ein förmliches Freundschaftsverhältniß zwischen Katholischen und Lutheranern hergestellt. Da gelang es nach dem Hingang des toleranten Abts Christoph Gerung (im Mai 1602) den Jesuiten, durch die Fürsprache ihres großen Gönners Maximilians I., so wie ihres besonderen Freundes, des Bischofs Heinrich V. von Augsburg, die Mönche dahin zu bestimmen, daß sie den Leonhard Hörmann, ein bairisches Landeskind, zum Abte erwählten, und nun sollte es mit dem Frieden ein halbiges Ende nehmen. Auf das Anrathen seines Beichtvaters, des Jesuitenpaters Johann Buslibius, nämlich ermunterte Herzog Maximilian den Hörmann, sich die seit Duzenden von Jahren bestehende magistratische Verordnung, daß keine öffentlichen Prozessionen mit Kreuz und Fahne durch die Stadt abgehalten werden durften, nicht mehr gefallen zu lassen, und der Abt befolgte sofort im Jahre 1605 diesen Wink. Am Fronleichnamstag veranstaltete er also einen großen pomphaften Umzug und verletzte dadurch das Gefühl der protestantischen Einwohner nicht wenig. Es kam übrigens zu keinerlei Ruhestörung dabei und die einzige Folge war, daß der Magistrat sich Aehnliches für die Zukunft verbat. Letzteres aber nahm der Abt, so wie der genannte Bischof von Augsburg, in dessen Sprengel das Kloster gehörte, mit großem Mißfallen auf, und beide beklagten sich beim kaiserlichen Reichshofrath über den Druck, unter dem die Katholiken Donauwörth's zu leiden hätten. Der Reichshofrath, sonst nicht eben die expediteste Stelle, gab nun bereits im Oktober 1605 die Entscheidung, daß derlei Umzüge stattfinden dürften und machte den Magistrat für alle etwaige Excesse verantwortlich; der Magistrat aber blieb dabei, daß

es besser wäre, den gemeinen Mann nicht absichtlich zu reizen und forderte den Abt zum Friedenhalten auf. Dessenungeachtet veranstaltete Hörmann am 11. April 1606 einen noch prunkhafteren Umzug nach einem benachbarten Dörfchen und machte dieses sein Vorhaben der ganzen Einwohnerschaft den Tag zuvor von der Kanzel herab auf eine recht höhnische Weise kund. Somit konnte es nicht ausbleiben, daß der rohere Theil unter den Evangelischen sich zusammenrottete und die Prozession nicht nur mit einem Steinhagel begrüßte, sondern auch eine der mitgetragenen Fahnen in Stücke zerriß. Natürlich lief jetzt eine noch viel energischere Klage beim Reichshofrath ein und nachdem vielfach hin- und hergestritten worden war, beauftragte Kaiser Rudolph II. auf das Anbrängen Maximilians I. den Letzteren: „die Katholiken in Donauwörth gegen ferneren Unglimpf zu schützen, insonderheit der Magistrat offenbar zu schwach sei, um die übel gesinnte Bürgerschaft im Zaume zu halten.“

Jetzt hatten es die Jesuiten so weit, als sie es bei diesem abgekarteten Spiele haben wollten, und das übrige war nur eine notwendige Folge. Zuvörderst schickte Maximilian einige Kommissäre in die Stadt, um die nöthigen Schutzanordnungen zu treffen, aber diese Herren, von Johann Buslidius vorher genau unterrichtet, wie sie verfahren sollten, benahmen sich mit einem Uebermuth, daß ihnen die Bürgerschaft die Thore wies. Nunmehr hieß es: Donauwörth befinde sich in offener Rebellion gegen kaiserliche Majestät, und die jesuitische Umgebung Kaiser Rudolphs drang sofort so lange in Letzteren, bis derselbe sich endlich am 3. August 1607 dazu bringen ließ, die Stadt in die Reichsacht zu verfallen. Die Vollziehung derselben wurde selbstverständlich dem Herzog Maximilian, als dem nächsten katholischen Reichsstand übertragen, und dieser umzingelte sofort Donauwörth mit einer so ansehnlichen Streitmacht, daß an langen Widerstand nicht zu denken war. Ueberdem nahm sich kein einziger der protestantischen Fürsten der armen bedrängten Bürgerschaft an und somit blieb derselben nichts übrig, als am 17. Dezember 1607 dem bairischen Herzoge die Thore zu öffnen. Doch that sie dieß nur unter der Bedingung, daß Niemand in seiner Religionsfreiheit sollte gestört werden, und diese Bedingung getreulich zu halten, versprach

Maximilian „bei seinen fürstlichen Ehren.“ Wie hielt er nun aber dieses Versprechen? Auf eine ganz eigenthümliche Weise und seinen „fürstlichen Ehren“ keineswegs entsprechend. Seine weltlichen Rätthe nämlich, oder wie man jetzt sagen würde: seine Minister riethen ihm, das Religionswesen der eroberten Stadt unangetastet zu lassen, und dieselbe nur so lange occupirt zu halten, bis die Kriegskosten bezahlt seien, denn wenn er anders handle, so müßten, weil Donauwörth bislang eine freie Reichsstadt gewesen, nothwendig sehr schlimme Zerwürfnisse mit den protestantischen Reichsständen für ihn daraus entstehen; seine geistlichen Rathgeber aber, nämlich der genannte Reichswater Johann Buslibius nebst den frommen Vätern Mathias Mitner und Georg Schrettl, die er nebst noch einigen weiteren Jesuiten mit nach Donauwörth genommen hatte, verlangten von ihm, daß er sofort dem Kezertum in Donauwörth mit Gewalt ein Ende mache und die Stadt, um den Katholicismus bleibend darin erhalten zu können, seinen Erblanden ohne weiteres einverleibe. Sie wußten wohl, daß dieß ein offener Bruch des Religionsfriedens sei, und eben so gut wußten sie, daß der Herzog, wenn er ihnen folge, vor der Welt als ein Ehr- und Wortbrüchiger erscheinen müsse. Allein über den letzteren Punkt beruhigten sie ihn leicht mit dem Satze, daß es ein religiöses Verdienst sei, Kezern das Wort nicht zu halten, und was den ersteren Punkt anbelangt, so meinten sie voll Hohn, die protestantischen Reichsstände würden es wegen einer solchen Kleinigkeit nicht zum Neuffersten kommen lassen, da sie ja auch zu den Vorgängen in Innerösterreich und an andern Orten geschwiegen hätten; sollten sie sich aber in der That zu kräftigeren Schritten entschließen, dann sei ja der eigentliche Zweck: „die Eröffnung des großen Glaubenskampfes“ erreicht und in diesem müßten sicher die Katholiken die Oberhand behalten, weil Maximilian gerüstet dastehe und die protestantische Parthei nicht. Solchen Argumentationen konnte Maximilian nicht widerstehen, und demgemäß traf er sofort alle zur Unterdrückung des Protestantismus in Donauwörth nöthigen Anordnungen. Insbesondere jagte er alle lutherischen Geistlichen zu den Thoren hinaus und überwies die sämtlichen Kirchen den Söhnen Loyola's. Ebenso verfuhr er auch mit den evangelischen Lehrern, welche

ohne Ausnahme durch katholische ersetzt wurden; die Bürger aber hielt man mit Gewalt an, ihre Kinder wie bisher zur Schule zu senden, und nicht minder sahen sie sich genöthigt, in die Messe zu gehen, wenn sie nicht auf alle Weise gehudelt und gepudelt werden wollten. Kurz, es wurde kein Mittel, auch das schlechteste nicht, gescheut, um die Bürger zur Annahme des alten längst abgelegten Glaubens zu bewegen, und da Maximilian zugleich den andern Rath der Jesuiten: Donauwörth in eine bairische Landstadt umzuwandeln, mit Bewilligung des jesuitisch-bigotten Kaisers Rudolph II., ebenfalls durchführte, so gelang das Bekehrungswerk in wenigen Jahren ganz vollkommen.

„Und die protestantischen Stände?“ Nun diese waren eben damals zusammen mit den katholischen (1607—1608) auf einem Reichstag in Regensburg versammelt und sie sahen recht wohl ein, was dieses Gewaltsverfahren eigentlich zu bedeuten habe. Sie sahen ein, daß die Occupation Donauwörth's nichts anderes sei als so zu sagen der Umsturz des ersten Strebepfeilers am großen Religionsfriedensdom, und daß zweifellos im hohen Rath des Ordens Jesu beschlossen worden sein müsse: das Vertilgungswerk des Ketzenthums bei den schwächsten Gliedern der protestantischen Stände, bei den kleinen Reichsstädten zu beginnen, um dann später nach Maßgabe der Umstände die stärkeren an die Reihe kommen zu lassen. Das alles sahen sie recht wohl ein und sprachen es auch nunmehr unumwunden aus; allein was thaten sie nun? Ach, eine That erwartete man vergebens von ihnen. Sie begnügten sich vielmehr mit einer Protestation, das ist mit einer Protestation in Worten, um welche sich die andere Parthei auch nicht ein Jota kümmerte. Doch entstand Ein Gutes daraus, nämlich im Mai 1608 die Gründung der protestantischen Union, welche um Lutheraner und Calvinisten, die bisherigen geschworenen Todfeinde, das Band der Brüderlichkeit schlingen sollte. Nur hatte diese Union leider zu kurzen Bestand, um eine wirklich nachhaltige Wirkung zu haben, und überdies rief nun (Juli 1609) Maximilian I. die katholische Liga in's Leben, deren Stärke der Union jedenfalls das Gleichgewicht hielt. Welches waren also die Folgen des jesuitischen Attentats auf Donauwörth?

Nichts anderes, als die nunmehr offen zu Tag liegende Spaltung Deutschlands in zwei große feindliche Heerlager, welche nur des Zeichens ihrer Führer harrten, um einander tödtlich zu bekämpfen. Die Jesuiten kamen also, wie man sieht, ihrem großen Ziele immer näher; doch mußte vorher, ehe der eigentliche Actus des großen Glaubenskampfes begann, noch ein zweites Vorspiel aufgeführt werden, nämlich die Katholisirung Wolfgang Wilhelms von Pfalz-Neuburg und die Ausrottung des Protestantismus in seinen Landen.

Nachdem nämlich der Herzog Johann Wilhelm III. von Jülich und Cleve im März 1609 ohne unmittelbare Nachkommen verstorben war, glaubten die beiden fürstlichen Häuser Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg gleiche Rechte auf das Erbe zu haben, und es ward sofort Jülich vom Erbprinzen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, Cleve aber vom Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg in Besitz genommen. Jeder der beiden hohen Herren hätte aber gerne das ganze Erbe gehabt und jeder von ihnen wandte sich daher an die protestantische Union, deren Mitglieder sie Beide waren, verlangend, daß sich dieselbe auf dem Reichstage für ihn verwende. Die Union hätte sich also darüber entscheiden sollen, welchem von beiden Prätendenten sie den Vorzug gebe, und es schien in der That eine Zeitlang, als ob Kurbrandenburg den Sieg davon tragen würde. Doch schien dieß nur so, denn die Mitglieder der Union waren viel zu uneinig und energielos, um einen irgendwie definitiven Entschluß zu fassen, und Kurbrandenburg wie Pfalz-Neuburg ward daher von einem Termin zum andern hinausgeschoben. Da wurde dem Wolfgang Wilhelm auf Anrathen der Jesuiten durch den Gesandten Philipp's III., Königs von Spanien, angedeutet, daß es ein ganz probates Mittel gebe, sich der ganzen Erbschaft zu versichern, nämlich wenn Wolfgang Wilhelm durch Verschwägerung mit dem bairischen Hause die mächtige Fürsprache des Herzog Maximilians I. und der mit ihm verbundenen Liga gewinne. Dieß leuchtete dem Pfalz-Neuburger ein und er warb demgemäß um die Hand der Prinzessin Magdalena, der Schwester Maximilians. Letzterer nahm die Werbung sehr wohlgefällig auf, erklärte dagegen auf's

bestimmteste, daß er nun und nimmer einen Kezer seinen Schwager nennen werde. Das war deutlich gesprochen und konnte nicht mißverstanden werden. Doch Wolfgang Wilhelm hatte bisher — wie überhaupt seine ganze Familie — unter die orthodoxesten aller orthodoxen Lutheraner gehört und pflegte sich oft und viel zu rühmen, daß er die Bibel des Jahrs nicht weniger als zwei Duzend Male durchlese. Wie möchte also von ihm erwartet werden, daß er je seinen Glauben ändern könnte? Allein merkwürdig — es wurden nun doch plötzlich in dem Herzen des Neuburgers Zweifel rege, ob er bisher den wahren Glauben gehabt habe, und wie er sofort zur Betreibung seiner Hochzeitsaffaire in München ankam, wußte ihn daselbst der schon so oft genannte Johann Buslibius so vortrefflich zu bearbeiten, daß es am Ende gänzlich bei ihm zum Durchbruch kam. Somit trat er im Juli 1613 heimlich — er fürchtete den Zorn seines alten noch lebenden Vaters — zur katholischen Religion über und heirathete vier Monate später Herzog Maximilians Schwester. Nicht lange nachher jedoch verbreiteten die Jesuiten absichtlich die Kunde seines Uebertritts, um ihn zu zwingen, aus der Heimlichkeit hervorzutreten, und solches that er auch richtig im Mai 1614, nicht achtend darauf, daß diese seine Handlungsweise seinem armen Vater nothwendig das Herz brechen müßte, wie auch richtig zwei Monate später geschehen ist.

Ihren ersten Zweck, den Rücktritt Wolfgang Wilhelms zum katholischen Glauben, hatten also die Jesuiten erreicht und nun konnte es ihnen auch nicht schwer fallen, ihre zweite Absicht: „die Ausrottung des Kezerthums in den Pfalz-Neuburgischen Landen“ durchzusetzen. Convertiten treten ja gewöhnlich als wüthende Eiferer für den neuangenenen Glauben auf, um der Welt zu beweisen, daß es ihnen mit ihrem Uebertritt Ernst gewesen sei, und Wolfgang Wilhelm machte keine Ausnahme von dieser Regel. Deshalb verpfändete er auch schon wenige Tage nach seiner Katholisierung dem Papst Paul V. in einem eigenen Sendschreiben seiner unbedingten Ergebenheit und setzte dann ausdrücklich hinzu, daß er entschlossen sei: „das Lutherthum auszurotten, der Römischen Kirchen Säule zu sein, die Freistellung der evangelischen Religion abzuschaffen, das äußerste gegen die Protestirenden zu

tenbiren und ihr Verderben wie ihren Untergang zu suchen.“ Umgekehrt aber — und eben hiedurch bewährte er sich als einen ächten Zögling der Jesuiten — scheute er sich auch nicht, zwei Monate später bei seinem Regierungsantritt seinen lutherischen Unterthanen die unverkümmerte Bewahrung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit in einer eigenen Urkunde feierlichst zuzusagen, denn sonst hätten ihm die Pfalz-Neuburger nicht gehuldigt, und überdem — was lag denn an einer solchen Zusage, wenn man die Gewißheit hatte, sich jeden Augenblick von derselben entbinden lassen zu können? Ich will's jedoch kurz machen. Gleich nach seiner Ankunft in Neuburg, der Hauptstadt seiner väterlichen Erblande, im Februar 1615, übergab er die Schloßkirche den beiden Jesuiten Jacob Reihing und Anton Welsler, von welchen der erste sein eigener, und der zweite seiner Frau Beichtvater war, und nun ging's mit allem Eifer an die Austreibung des Lutherthums; die Mittel aber waren dieselben wie in Donauwörth und anderswo, nämlich Verjagung der protestantischen Pfarrer und Lehrer, Absetzung aller widerspenstigen Beamten, Bedrückungen aller Art gegen solche, die im Kezerthume ausharrten, und Begünstigung derer, welche zur Meinseligmachenden übertraten. Diese Mittel, besonders auch eine starke Einquartierung in den Häusern der Renitenten, erwiesen sich meist als probat, und sowohl die Neuburger, als auch die Bewohner der übrigen Ortschaften des Fürstenthums wurden schon nach wenigen Monaten, oder doch Jahren, mürbe; wenn aber je das zum äußersten gebrachte Volk einen Aufstand erregte, ei dann war's Rebellion, und gegen solche brauchte man sofort die blanken Waffen. Auf diese Weise gelang es, dem Lutherthum sowohl im Neuburgischen, als auch in dem Fürstenthum Jülich, in welchem sich Wolfgang mit Hülfe der Liga behauptete (das Fürstenthum Cleve, wegen dessen er katholisch geworden war, erhielt er nie, sondern dieses blieb bei Kurbrandenburg), in verhältnißmäßig kurzer Zeit den Garaus zu machen, und die Jesuiten hatten also alle Ursache, zu jubeln. Nicht minder machte es ihnen Freude, daß ihnen der Herzog, seinem geliebten Jacob Reihing*) zu Gefallen, in verschiedenen

*) Ich kann nicht umhin, den Leser bei dieser Gelegenheit mit der Thatsache bekannt zu machen, daß der genannte Reihing später selbst zum Protestantismus

Städten seines kleinen Reichs, besonders in Neuburg und Düsseldorf, Collegien gründete, denn es war dieß doch wieder ein bedeutender Zuwachs zu ihrer Machtstellung, und zwar ein ihnen um so lieberer, als sie nun Gelegenheit fanden, von hier aus auf die benachbarten protestantischen Ländereien ihren Einfluß auszudehnen.

Aus der bisherigen Darstellung des Treibens der Jesuiten in Deutschland ersieht man, daß nur sie es waren, welche zu einem großen Vernichtungskampf gegen das Ketzenthum hin drängten, denn vorher, ehe sie kamen, hatte zwischen Katholiken und Protestanten tiefer Frieden geherrscht. Letztere also trifft keine Schuld, die allein ausgenommen, daß sie sich nicht gleich zu Anfang, als die ersten gewaltsamen Bekehrungen jesuitischerseits in Scene gesetzt wurden, mit den Waffen in der Hand zur Wehre setzten und Gleiches mit Gleichem vergalteten. Hätten sie dieß schon bei den ersten Protestantenhasen im Fulbaischen, Mainz'schen u. s. w. gethan, statt daß sie insbesondere bei der Erzbischöflich Kölner Affaire nur von ihrer inneren Zerrissenheit, ja selbst von ihrer Feigheit Zeugniß ablegten, so wäre der Muth der viel kleineren katholischen Parthie nicht mit jedem Jahre gewachsen und nimmermehr hätte in den Bischofsitzen von Baderborn, Minden, Münster u. s. w., nimmermehr in Innerösterreich, in Donauwörth und Pfalz-Neuburg das geschehen können, was, wie wir wissen, geschehen ist. Eine allzu große Passivität und Energielosigkeit, ein allzu eingefleischter Loyalitäts- und Unterthänigkeits-sinn gegen die Gesetze und gegen Kaiserliche Majestät — ich muß dieß wiederholen — ist der einzige Vorwurf, den man ihnen mit Recht machen kann; denn die eigentliche Action ging rein blos von den Söhnen Loyola's aus und auf ihnen liegt also alle Verantwortung für den wahnstinnigen Greuel des nun folgenden dreißigjährigen Glaubenskampfes. Doch — zur Sache! Die verschiedenen Vorspiele hatten die Welt auf die kommende Tragödie hinlänglich vorbereitet und es dünkte also nun den Jesuiten an der Zeit zu sein, mit dem Trauer-

übertrat. Wegen seiner Polemik gegen die Protestanten nämlich sah er sich genöthigt, die Bibel genau zu studiren, und dadurch wurde ihm über seinen bisherigen Glauben ein solches Licht angezündet, daß er sich in Tübingen (anno 1621) zu den Evangelischen wandte. Auch wurde er an besagter Universität Professor der Theologie und blieb dorten bis an das Ende seines Lebens.

spiel selbst zu beginnen. Allein wie konnten sie dieß, so lange nicht die oberste Leitung der Geschicke Deutschlands sich in den Händen eines Fürsten befand, der einer solch furchtbaren Aufgabe gewachsen war? Er mußte ein Mann sein von großen geistigen Mitteln und zugleich ein Mann von furchtbarer Energie; ein Mann, ausgestattet mit einer Willenskraft, die sich bis zur hartherzigsten Hartherzigkeit steigerte, so daß er selbst vor dem Schrecklichsten nicht zurückbebt; nicht minder aber auch ein Mann, der in ihren, der Jesuiten, Grundsätzen erzogen, sich fortwährend von ihnen leiten ließ und ihren Eingebungen nie sein Ohr versagte. Nur wenn ein solcher Fürst den deutschen Kaiserthron bestieg und sein schweres kaiserliches Schwert in die Waagschale der Katholiken warf — nur dann ließ sich mit Zuversicht hoffen, daß der Protestantismus in Deutschland trotz seiner immer noch großen numerischen Uebersahl nicht nur das Uebergewicht nicht gewinne, sondern im Gegentheil bis zur Vernichtung geschlagen werden könne. Nur dann, dieß wußten die Söhne Loyola's gar wohl, konnte solches alles geschehen; doch welch ein Glück für sie, daß es damals einen solchen Fürsten gab, und welch ein noch größeres Glück, daß derselbe ein Erzherzog aus dem Hause Habsburg war, der ohnehin ein Anrecht auf den Kaiserthron hatte, nämlich eben jener Ferdinand von Innerösterreich, von welchem weiter oben schon weitläufiger die Rede gewesen ist! Er, dieser Ferdinand, mußte das kaiserliche Scepter führen, wenn der zu beginnende große Glaubenskampf zum eben so großen Glaubenssieg werden sollte, und darum galt es jetzt vor Allem, ihm dieses Scepter zu verschaffen.

So gar leicht ging dieß aber nicht, denn nach dem Hingang des Kaisers Rudolph II. bestieg anno 1612 dessen Bruder Matthias den Kaiserthron, und von ihm war männiglich bekannt, daß er aus verschiedenen Gründen von langer Zeit her schon einen tiefen Groll gegen Ferdinand hege. Hätte — um von diesen verschiedenen Gründen nur einen einzigen anzuführen — hätte Ferdinand es doch vor Jahren schon gerne so weit gebracht, daß der kinderlose Kaiser Rudolph ihm, dem ferner stehenden Vetter, statt dem erbberechtigten Bruder Matthias, die Kronen Böhmen und Ungarn übermache! Ein tiefer Groll war also vorhanden und doch mußte eine unend-

liche Bevorzugung da sein, wenn der ebenfalls kinderlose Matthias den Vetter Ferdinand zum Erben einsetzte, denn es gab der Vetter noch mehrere, und darunter sogar Einige, welche sich einer näheren Verwandtschaft rühmen konnten. Allein die Jesuiten hatten schon oft bewiesen, daß sie selbst Unmögliches oder wenigstens unmöglich Scheinendes möglich machen könnten, und sie bewiesen es auch diesmal wieder. Vor Allem suchten sie die nächste Umgebung des Kaisers auf ihre Seite zu bringen und zwar insbesondere die feilen Weiber, in deren Armen der Monarch zu schwelgen pflegte. Gewiß ein sehr unsauberer Kanal, um auf Jemanden einzuwirken; die frommen Väter aber hätten selbst nach einem noch schmutzigeren gegriffen, wenn es ihr Vorthheil erheischt haben würde! Den Bühlerinnen des Matthias wurde also auf alle Weise zugesetzt, heute durch Präsente, morgen durch Schmeicheleien, übermorgen durch eine leicht gemachte Absolution, über-übermorgen durch eine furchtbare Bedrohung mit dem Jenseits und am dritten Tag durch noch ein anderes Mittel, und so gelang es den schlauen Patribus, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das Ohr des neuen Monarchen zu gewinnen. Einen noch größeren erlangten sie, als auch der Bischof Melchior Klesel, der langjährige Vertraute des Matthias, den dieser gleich nach seiner Thronbesteigung zu seinem ersten Minister gemacht hatte, auf ihre Seite trat. Diesen Klesel, den Sohn eines lutherischen Bäckers in Wien, hatte dereinstens der Pater Georg Scherer, dessen ich weiter oben schon erwähnte, zum Katholicismus bekehrte und ein von den Jesuiten Convertirter konnte doch offenbar dem Orden Jesu nicht ungünstig gesinnt sein; als aber die frommen Väter dem inzwischen zum Premierminister vorgerückten Bäckerssohne gar vollends versprachen, daß sie ihm zu dem längst ersehnten Cardinalsstuhle, dem höchsten Ziel seiner Wünsche, verhelfen würden, wenn er sie in ihren Plänen wegen des Erzherzogs Ferdinand unterstütze, da sagte derselbe unbedingt zu und wurde überhaupt ihr Freund durch Dick und Dünn. Auch hielten beide Theile ihr Versprechen redlich und ehrlich, das heißt, Klesel erhielt anno 1616 die Cardinalswürde und stimmte dafür den Matthias im jesuitischen Sinne an. Das bei weitem überwiegende Verdienst in dieser Sache erwarben sich jedoch die beiden Ordensmitglieder Peter Pa- z-

man und Christoph Scheiner, und sie waren es so recht eigentlich, welche den Ferdinand zum Erben des Matthias machten. Pazman nämlich, wie Klesel, der Sohn armer protestantischer Eltern, die anfangs in Großwardein und dann in Grätz ihren Wohnsitz hatten, wurde in seinem siebzehnten Jahre (anno 1587) von den Jesuiten zum Katholicismus bekehrt, studirte dann in Grätz Theologie und promovirte wegen seiner ausgezeichneten Gaben schon sehr frühe zum Professor an der dortigen Universität. Später trat er in die Dienste des Cardinalbischofs von Gran, Franz Forgats, und hier zeichnete er sich so sehr aus, daß der hohe Prälat ihn sofort nicht nur zu seinem vertrautesten Rathe machte, sondern ihn auch im Jahre 1615, als er sich dem Tode nahe fühlte, den ungarischen Magnaten zu seinem Nachfolger empfahl. Auf solches hin begehrten ihn die Magnaten vom Kaiser Matthias zum Erzbischof, und dieser, der ihm sehr wohlwollte, wäre gerne hiezu bereit gewesen, wenn nur die Ordensgesetze den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu nicht die Annahme hoher kirchlicher Würden verboten hätten. Doch — da ließ sich ja leicht helfen, wenn Pazman dem Anscheine nach aus dem Orden trat. Auch that er dies wirklich und da der Papst Paul V. seinen Consens dazu gab, so stand seiner Ernennung zum Erzbischof nichts mehr im Wege. Als solcher aber kam er mit dem Kaiser Matthias in so viele persönliche Berührungen, daß ihn dieser stets lieber gewann, und bald gar kein Staatsgeschäft mehr ohne seine Beistimmung entschied. Namentlich zog er ihn auch wegen der Bestimmung seines Nachfolgers in der Regierung über die österreichischen Lande, sowie in der Kaiserwürde zu Rathe, indem seine beiden noch lebenden Brüder, Maximilian, Erzherzog von Tyrol und Vorderösterreich, und Albert, Regent der spanischen Niederlande, wie er selbst alt, kränklich und kinderlos waren, und Pazman rieth ihm natürlich nichts anderes, als alle seine Kronen auf den Erzherzog von Steiermark zu vererben. Ja nicht blos dieß, sondern er unterstützte auch diesen Rath in seiner herediten Weise mit so viel Gründen, daß Matthias endlich, obwohl nur ungern, zu Anfang des Jahres 1617, einwilligte, den Better Ferdinand noch

bei Lebzeiten zum Universalerben einzusehen. Doch wäre der schlaue Jesuite schwerlich so schnell und so vollständig ans Ziel gekommen, wenn ihm nicht sein Mitbruder, der Pater Scheiner, getreulich in die Hände gearbeitet hätte. Dieser nämlich, zu Anfang des 17. Jahrhunderts als Professor der Mathematik auf der Universität Ingolstadt wirkend, wurde von dem Erzherzog Maximilian, dem Regenten Tyrols und zugleich einem großen Dilettanten in Mathematicis, oft nach Innsbruck eingeladen und hatte sich bei demselben besonders dadurch in Gunst gesetzt, daß er ihm einmal (i. J. 1615) ein sehr werthvolles Fernrohr, welches durch Zufall beschädigt worden war, vollständig wieder herrichtete. Nun ruhte Maximilian nicht mehr, als bis Scheiner seine Professur aufgab, und als erzherzoglicher Beichtvater nach Innsbruck übersiedelte; in dieser Eigenschaft aber gewann derselbe einen solch' außerordentlichen Einfluß über sein alterndes Beichtkind, daß dieses keinen andern Willen mehr hatte, als den seinigen. Somit ward denn noch im selbigen Jahre 1615 der Erzherzog angegangen, in der hochwichtigen Reichsthronerbs-Angelegenheit, welche den Jesuiten mehr als irgend etwas anderes am Herzen lag, von freien Stücken einen Schritt nach vorwärts zu thun, und nicht nur selbst auf die Erbnachfolge zu verzichten, sondern auch seinen Bruder Albert in den Niederlanden dazu zu bereden. Der Erzherzog willigte ein und reiste sofort in Begleitung Scheiner's nach Brüssel. Auch gelang es ihm daselbst, den Bruder zu dem gewünschten Schritt zu bringen, und so nicht minder auch den König von Spanien, Philipp III., welcher als Enkel des Kaisers Maximilians II. ebenfalls Ansprüche an das österreichische Erbe hatte.*) Nun aber, nachdem alles dieses schriftlich abgemacht und bestegelt war, richtete der Regent Tyrols im Herbst 1616 seine Schritte nach Prag zum Bruder Matthias, dem regierenden Kaiser, um ihm Rechenschaft von seinem bisherigen Treiben zu geben, und letzterer konnte nun fast nicht mehr umhin, den überredenden Worten des Erzbischofs Pazman sich zu fügen.

*) Umsonst leistete übrigens Philipp III. nicht Verzicht, sondern Ferdinand mußte in einem geheimen Traktat versprechen, ihm nach seiner Kaiserkrönung Tyrol, Vorderösterreich, Elßaß und das Breisgau abzutreten. Dieses Versprechen wurde übrigens nie gehalten und Ferdinand hatte wohl vom Anfang an nicht im Sinne, demselben getreu zu bleiben.

Auf diese Art gelang es, den Kaiser Matthias zu bewegen, daß er sich den Erzherzog Ferdinand zum Nachfolger erwählte, und letzterer ward auch wirklich sowohl von den Deutschen — die Mehrzahl der Kurfürsten war ja katholisch — als auch von den Böhmen, Ungarn u. s. w. als solcher anerkannt. Natürlich aber nur, nachdem derselbe das feierliche Versprechen gegeben, die Freiheiten und Rechte seiner künftigen Unterthanen heilig zu halten, wie er denn namentlich auch den Böhmen vor seiner Krönung einen Eid ablegen mußte, nie einen Buchstaben des sogenannten „Rudolphinischen Majestätsbriefes“, in welchem dem Lande die Religionsfreiheit garantiert wurde, zu ändern oder zu brechen. Doch — was gilt ein Eidschwur bei einem Jüngling der Jesuiten? Darum jubelten auch die frommen Väter laut auf, als sie erfuhren, daß die Nachfolge ihres geliebten Ferdinand gesichert sei. Darum schrieen sie mit hellen Stimmen in die Welt hinein: „Novus Rex, nova lex“, das ist: „ein neuer Herrscher, ein neues Gesetz“, oder mit anderen Worten: „ein frisch auf den Thron gekommener Fürst ist an die verbrieften Rechte seiner Völker nicht gebunden.“ Darum predigte einer der Ihrigen, der Pater Andreas Neubauer in Prag von der Kanzel herab: „der böhmische Majestätsbrief sei der nothgedrungenen Erlaubniß von Bordellen in großen Städten gleichzuachten“, während andere Mitglieder der Gesellschaft Jesu ungescheut von der Verbannung und Güterconfiscation, ja sogar von der Hinrichtung der Evangelischen in allen deutschen Landen als einer Nothwendigkeit sprachen. Darum ward es nun aber auch jedem Denkenden klar, daß jetzt mit der Wahl Ferdinands, des großen Protestantenvertilgers in Innerösterreich, der furchtbare Kampf beginnen müsse, auf welchen die Söhne Loyola's schon so lange hingearbeitet hatten.

Und er begann, dieser große Kampf, wie Jedermann weiß, im Mai des Jahres 1618. Er begann in Böhmen, und zwar in Folge der fortwährenden, planmäßigen Aufreizung der Evangelischen durch die Söhne Loyola's, weswegen auch die erste Regierungshandlung der Aufständischen darin bestand, daß sie die Jesuiten für ewige Zeiten aus Böhmen verbannten. Er begann noch unter dem Regiment des Kaisers Matthias, welcher bekanntlich erst im Jahre 1619 starb; aber derselbe war damals schon so elend, krank und hinsäffig, daß man ihn

nur noch als ein willenloses Werkzeug in den Händen seines Nachfolgers Ferdinand betrachten konnte, und die ganze furchtbare Verantwortlichkeit für diesen dreißigjährigen Brudermord ruht daher auf dem Kaiser Ferdinand II. und seinen Erziehern, Lehrern und Busenfreunden, den Söhnen Loyola's. Doch soll ich nun alle die gräßlichen Scenen dieses grimmigen Kampfes vor den Augen des Lesers Revue passiren lassen? Dieß wäre eine Abschweifung von dem eigentlichen Zweck dieses Buches, und es dürfte genügen, mit wenigen Worten auf den Einfluß, welchen die Jesuiten auf den Gang des Kampfes ausübten, aufmerksam zu machen. Vor allem muß constatirt werden, daß Ferdinand II. im ersten Jahre des Kriegs, weil sich fast alle seine Erbstaaten, insbesondere Mähren, Schlesien, Ungarn und sogar Nieder- und Oberösterreich an dem böhmischen Aufstand theiligten, nahe daran war, der von ihm hervorgerufenen Rebellion zu erliegen, und daß er sich deshalb hinter dem Rücken der Jesuiten durch einen außerordentlichen Gesandten, den Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, anno 1619, mit der Bitte, unter Gewährung von Religionsfreiheit Frieden schließen zu dürfen, an den Pabst wandte. Wie aber die Söhne Loyola's hinter dieses Geheimniß kamen, so schickten sie augenblicklich Botschaft an ihren General Mucius Vitelleschi, bei Paul V. dahin zu wirken, daß er — was auch nachher wirklich geschah — die Bitte des Kaisers abschläglicly beantworte, und zugleich mußte der damalige kaiserliche Beichtvater, der Pater Johann Weingartner, seinem hohen Beichtkinde die Hölle über diese beabsichtigte „Treveltthat“ so heiß machen, daß Ferdinand von seinem Vorhaben wieder abstand. Ihr Werk war es also, daß der Krieg nicht in seinem ersten Beginne wieder erstickt wurde, denn sie wollten ja einen Vernichtungskampf, und überdem — konnten sie denn einen Frieden mit Ländern gestatten, deren rebellische Regierung das Gesetz erließ, daß kein Jesuit sich je mehr, bei Todesstrafe, innerhalb ihrer Grenzen hlicken lassen dürfe? So thaten nämlich außer den Böhmen auch die Ungarn, die Mähren, die Schlesier und die Ober- und Niederöreicher, und sie thaten es zugleich mit einer öffentlichen Ansprache an die Welt, welche, weil dieselbe alle schlimmen Eigenschaften und Handlungen des Ordens Jesu schonungslos aufdeckte, die

Jesuiten im höchsten Grade erbittern mußte.*) Allein wenn nun auch Ferdinand II. sich entschloß, den Krieg fortzusetzen, — konnte er ihn denn fortsetzen? Alle seine Kassen waren ja auf's tiefste erschöpft und seine Armee bestand höchstens noch aus zwölftausend Mann, welche gegen einen vierfach überlegenen Feind nicht Stand halten konnte; die Unterstützung von auswärts aber, welche ihm Philipp III. von Spanien zugesagt hatte, wurde nur spärlich geleistet und wollte nicht viel besagen. Doch auch für diese große Noth wußten die Söhne Lohola's einen Ausweg, und zwar bestand derselbe darin, daß sie die Hülfe Maximilians I. von Baiern für ihren habsburgischen Schützling gewannen.

Das Hans Wittelsbach stand sonst in keinen besonders freundschaftlichen Verhältnissen zu Oesterreich, denn es war ihm von den Habsburgern, seit diese den deutschen Kaiserthron inne hatten, gar manche schwere Unbill zugefügt worden, und namentlich hatten sich auch die Herzoge von Baiern über den großen, an der Hinterlassenschaft Herzog Georgs des Reichen von Landshut anno 1505 begangenen Raub zu beklagen. Ueberdem durfte sich Ferdinand II. keineswegs das Zeugniß geben, bislang gegen seinen Jugendgenossen Maximilian wie ein wirklich lieber Freund oder auch nur wie ein ehrlicher Mann gehandelt zu haben, sondern er hatte vielmehr aus Eifersucht auf alle Art gegen ihn intrigirt, um ihn zu veranlassen, die Hauptmannschaft der Liga abzugeben, und auch sonst war noch Manches vorgefallen, was den Baiernfürsten nothwendig erzürnen mußte. Hätte man also nicht meinen sollen, Maximilian werde den jetzigen Augenblick der großen Noth des Beherrschers von Oesterreich benützt haben, um sich Genugthuung für alle die früher erlittenen Widerwärtigkeiten und Ungerechtigkeiten zu verschaffen? Gewiß, so hätte man denken sollen und die Staatsklugheit gebot dieß sogar; allein

*) In dieser Ansprache heißt es unter anderem: „Wir haben gefunden, daß die Urheber all dieses Unheils obgedachte Jesuiten seien, die sich allein dahin verwenden, wie sie den römischen Stuhl besetzen und alle Königreiche und Länder unter ihre Macht und Gewalt bringen mögen. Zu solchem Zwecke aber bedienen sie sich der unerlaubtesten Mittel; sie hegen die Obrigkeiten gegen die Unterthanen und die Unterthanen gegen die Obrigkeiten auf; sie bewaffnen Freunde gegen Freunde und stiften überall Zwietracht, Aufruhr und Empörung; sie maßen sich allenthalben das politische Regiment an und führten die Lehre ein, daß man denjenigen, so nicht katholischer Religion sind, weder Treu noch Glauben schuldig wäre u. s. w. u. s. w.“

die Jesuiten wollten es anders und diese waren, wie ich schon weiter oben gezeigt habe, am Münchener Hofe allmächtig. So wurde denn dem Herzog von seinem Beichtvater und andern Mitgliedern des Ordens Jesu unaufhörlich zugesezt, sich an die Spitze des Kampfes für Gottes Ehre zu stellen, indem man ihm mit glühenden Farben die Glorie des Glaubenshelden vormalte, und darum wies auch Maximilian den Jugendfreund, als dieser zu Anfang Oktober 1619 hülfeslehend in München erschien, nicht nur nicht ab, sondern sagte ihm im Gegentheil seinen vollen Beistand zu. Und sogar einen sehr uneigennütigen, wie der am 8. Oktober 1619 abgeschlossene Vertrag beweist! Welche Folgen aber dieses rein bloß durch die Künste der Jesuiten zusammengebrachte Bündniß zwischen Ferdinand und Maximilian hatte und wie der erstere nur hiedurch seinen sichern Untergang in einen Sieg zu verwandeln im Stande war, das ersehen wir zur Genüge aus der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, auf welche ich den Leser hiemit verweise. —

Solches war der erste Beweis von dem außerordentlichen Einfluß, den die Jesuiten auf den Gang des großen Glaubenskriegen ausübten, und ich gehe nun zur zweiten Thatfache über, nämlich zur Katholisirung und Pacifizirung von Böhmen. Nach der Entscheidungsschlacht am weißen Berge bei Prag im November 1620 hatte der Herzog Maximilian in einer vorübergehenden Anwandlung von Menschlichkeit den Böhmen gegen unbedingte Unterwerfung Sicherheit der Person, so wie volle Amnestie versprochen und die Böhmen verließen sich natürlich auf dieses fürstliche Wort. Doch den Jesuiten war solche Zusage eine äußerst verhasste, denn es dürstete sie nach dem Blut der keiserischen Räubersführer, durch welche sie vor zwei Jahren aus Böhmen verjagt worden waren, und sie lagen daher dem Kaiser Ferdinand beständig in den Ohren, er solle sich nichts um das besagte Maximilianische Wort kümmern. Lange widerstand Ferdinand, denn er mochte den Mann, der ihm Böhmen wieder erobert und den Aufstand in den übrigen österreichischen Landen niedergeschlagen hatte, doch nicht so ohne weiteres gröblich beleidigen; allein endlich wurde er doch wankend und berief Anfangs Juni 1621 eine geheime geistliche Rathsitzung zusammen, um einen

endgültigen Entschluß zu fassen. Die Wortführer in dieser Sitzung waren die beiden kaiserlichen Beichtväter, die Jesuitenpatres Johann Weingartner und Martin Becanus*), so wie noch vier andere Ordensmitglieder, unter denen sich der Rector des Wiener Collegiums, Wilhelm Lamormain**), besonders auszeichnete, und den Ausschlag gab der letztere, indem er mit fester Stimme rief, daß er all' das zu vergießende Blut auf sich und sein Gewissen nehme. So erklärte sich denn der Kaiser bereit, die von den Söhnen Loyola's längst vorbereiteten Todesurtheile zu unterzeichnen und begonnen wurde die Tragödie mit der am 21. Juni 1621 vollzogenen Hinmordung von siebenundzwanzig der Vornehmsten, Reichsten und Edelsten unter der böhmischen Nation. Zu derselben Stunde aber, da dieses Blut floß, lag der Mörder Ferdinand vor dem Muttergottesbilde zu Mariazell, wohin er gepilgert war, auf den Knien und betete als ächter Jesuitenzögling für die Seelen seiner Schlachtopfer. Natürlich übrigens blieb es bei diesem „ersten“ Bluturtheil durchaus nicht, sondern es begann nun ein System von Protestantenverfolgung, das man sich schrecklicher, blutiger, grausamer und niederträchtiger gar nicht denken kann, und der Erfinder dieses Systems war nach dem eigenen Zeugniß der Jesuiten ihr berühmter Mitbruder, der obengenannte Wilhelm Lamormain. Ich will sie nicht weiter ausmalen — jene Gräuelpredigten, die nun in den nächsten vier Jahren unter dem Deckmantel der Ketzerbekehrung ausgeübt wurden; ich will nicht davon sprechen, daß man die sämtlichen Nichtkatholiken nicht bloß

*) Becanus hieß eigentlich Van-den-Beek und war ums Jahr 1561 im Flecken Hilveren im Belgischen geboren. In den Jesuitenorden trat er anno 1583 und fünf Jahre darauf fungirte er schon als Professor der Theologie in Cöln. In gleicher Eigenschaft kam er anno 1613 nach Wien und sieben Jahre später promovirte ihn der Kaiser Ferdinand zu seinem zweiten Beichtvater, weil der Vater Weingartner indessen sehr alt geworden war. Sehr lange jedoch diesen wichtigen Posten zu versehen, verließ ihm die Vorsehung nicht, denn er starb schon im Januar 1624.

**) Wilhelm Lamormain oder besser gesagt „Lammermann“ erblickte ums Jahr 1570 zu Arduenne im Luxemburgischen das Licht der Welt und trat schon sehr jung in den Orden. Im Uebrigen war seine Carrière fast ganz dieselbe, wie die des Becanus; nur rückte er vom Professor der Theologie zum Rector des Collegiums zu Grätz vor und wurde auf den Wunsch Ferdinands II., als dieser nach Wien übersiedelte, in gleicher Eigenschaft nach Wien versetzt. Ferdinand fühlte sich nämlich ungemein stark zu Lamormain hingezogen, so daß dieser den größten Einfluß auf seine Entschlüsse ausübte, und eben deswegen ward der Vater auch sofort nach Becanus Tod, anno 1624, zum Beichtvater des Kaisers erhoben, und wirkte in dieser Eigenschaft bis zu seinem Tode, anno 1648.

aller bürgerlichen, sondern auch aller menschlichen Rechte be-
raubte; ich will ihre Thaten nicht aufzählen, die Thaten jener
von Ferdinand ernannten sogenannten Reformationscommis-
sion, welche aber nichts anderes war, als ein dem Spanischen
nachgeahmtes Inquisitionstribunal mit derselben barbarischen
Härte und derselben unumschränkten Machtvollkommenheit im
Brandmarken und Abschneiden von Nasen und Ohren, so wie
im Henken, Köpfen und Käbern; ich will selbst jene gräßlichen
Soldatenhaken mit Stillschweigen übergehen, welche darin be-
standen, daß die Kroaten oder Kürassiere oder Richtensteiner
angewiesen wurden, das Volk mit gezogenem Säbel oder mit
Hunden und Peitschen in die Messe zu heken, die Widerspen-
stigen aber in enge Käfige, wo man weder sitzen, noch liegen, noch
stehen konnte, zu werfen und dann an den Weibern und
Töchtern so lange die abscheulichsten Gewaltthaten auszuüben,
bis diese ihre Männer und Väter auf den Knien beschworen,
dem Kezerthum zu entsagen — das Alles und noch vieles An-
dere will ich übergehen, aber meine Schuldigkeit ist's, die
Namen derer zu nennen, welche sich bei diesen teuflischen Ver-
folgungen als Leiter und Schürer am meisten hervorthaten,
und diese sind keine anderen, als die Jesuitenpatres Adam
Krawarsky, Andreas Metsch, Leonhard Doppel,
Kaspar Hillebrand, Georg Ferus, Ferdinand
Kollowrat, Friedrich Bridel und Mathias Vierius.
Welche gräßliche Folgen übrigens diese entsefliche Schreckens-
herrschaft für das unglückliche Böhmen hatte, das gibt der
Jesuit Balbin, der Geschichtschreiber jenes Landes und der
Augenzeuge der Gräuel, selbst zu, wenn er sagt: „es sei
wirklich zum Erstaunen, daß nach Allem, was dort geschehen,
überhaupt noch Einwohner sich vorfänden“. Dagegen steht aber
auch die Thatsache fest: „die noch vorhandenen Einwohner
des verwüsteten Landes bekannten sich sämmtlich zum Katho-
licismus und der evangelische Glaube war gründlich ausge-
rottet.“

Als dritten Beleg für den außerordentlichen Einfluß der
Jesuiten auf den Gang des großen Glaubenskampfes in
Deutschland muß ich bezeichnen die Ausrottung des Pro-
testantismus in Schlesien und als vierten die Er-
mordung des großen Friedländers, des kaiser-

lichen Generalissimus. Das aufständische Schlessen hatte sich Kaiser Ferdinand im Jahre 1621 wieder unterworfen, aber nicht durch Waffengewalt, sondern durch einen feierlichen Vertrag, welcher den Schlessern Generalpardon für die Theilnahme am böhmischen Aufstand und die Bestätigung aller ihrer Rechte und Privilegien, also namentlich auch Religionsfreiheit sicherte. Dieser Vertrag wurde vom Kaiser selbst am 17. Juli 1621 mittelst offenen Patents in ganz Schlessen bekannt gemacht und keiner der daselbst Wohnenden hielt es für möglich, daß ein Fürst und Kaiser ehr- und schamlos genug sein könnte, einen solch' solennen Schwur zu brechen. Aber Ferdinand II. war ein Schüler der Jesuiten und die Patres Martin Becanus und Wilhelm Lamormain wußten, wie man sein Gewissen zu beruhigen habe. Somit begann schon im nächsten Jahre ein systematisches Verfolgungssystem gegen die schlessischen Protestanten und als diese sich nicht sogleich fügten, griff man ganz zu denselben Mitteln, mit denen man in Böhmen zum Ziel gelangt war. „Ausrottung der Ketzer“ war die Losung, welche die Söhne des heiligen Ignatius vom Morgen bis zum Abend predigten, und die Lichtensteiner nebst andern entmenschten Kriegern dienten dabei als „Seligmacher“. Wie grenzenlos grausam aber diese verfahren, das geht am besten daraus hervor, daß selbst ein Jesuit, der Pater Nerlich in Glogau, deren schaudervolle Thaten nicht länger mit ansehen konnte, und daher bei Pater Lamormain in Wien ihre Abführung beantragte. Doch genug hievon. Auch Schlessen wurde durch die Jesuiten dem Katholicismus wieder gewonnen — was lag also daran, daß das Land dabei die Hälfte seiner Einwohnerschaft verlor und in das bitterste Elend herabsank?

Ich komme nun auf den vierten Beleg zu sprechen: auf die Ermordung Albrecht Wenzels von Wallenstein, Herzogs zu Friedland, Mecklenburg und Sagan, offenbar des größten Feldherrn von allen, welche in diesem Kriege die katholischen Heere befehligten. Ihn hatten die Jesuiten dazu ausersehen, daß er das Haus Habsburg zum alleinherrschenden in Europa und den Kaiser Ferdinand II. zum unumschränkten Regenten vom deutschen Reiche mache, denn nie und nimmer ließen die Söhne Loyola's

ihr großes Ziel der Universalmonarchie auch nur einen Augenblick lang aus den Augen. Er, der Friedländer, war aber auch der Mann dazu, und zwar nicht bloß seiner großen Feldherrntalente wegen, sondern noch mehr, weil er in ihrem Collegium zu Olmütz erzogen worden war und geistig vollkommen mit ihnen übereinzustimmen schien. Auch kamen beide Theile längere Zeit ganz gut mit einander aus und wenn zum Beispiel der Friedländer die Verleihung der Herzogthümer Sagan und Mecklenburg ganz allein oder wenigstens hauptsächlich der Fürsprache des Paters Lamormain, des einflussreichsten Mannes am kaiserlichen Hofe und faktischen Premierministers, verdankte, so setzte dagegen Wallenstein sowohl ihm, als seinen Mitbrüdern gar fleißig mit „Handsalbe“, d. i. mit reichen Präsenten zu und verschaffte dem Orden Jesu in den von seinen Truppen besetzten, bisher protestantischen Reichslanden einen festen Grund und Boden. Wie jedoch Wallenstein später in der Zeit der ärgsten Noth zum Generalissimus mit völlig absoluter Dictatur ernannt wurde und von dieser Dictatur einen so unumschränkten Gebrauch machte, daß nicht bloß das Heer, sondern auch der Hof sich ganz nach seinem Willen richten mußte, da bemächtigte sich des kaiserlichen Reichtvaters und seiner Ordensbrüder ein furchtbarer Ingrim, denn bisher waren ja sie es gewesen, die ganz allein den Kaiser nebst dem Staatsschiff gelenkt hatten. Ja, dieser Grimm steigerte sich zur Wuth, wenn sie bedachten, daß der Friedländer eigentlich auf ihren Schultern zu der schwindelnden Höhe, auf der er jetzt stand, emporgestiegen war, und darum beschloßen sie auch sogleich, nachdem sie sich überzeugt, daß sie ihn nicht mehr als ihr Werkzeug benutzen könnten, seinen Untergang. Auch blieb dies dem Friedländer keineswegs verborgen und er sprach sich daher oft und viel gegen seine nächsten Vertrauten dahin aus, daß er die Jesuiten von Grund des Herzens hasse und sie, so bald als nur immer thunlich, für immer aus dem Reiche jagen möchte. Die Söhne Loyola's aber kamen ihm zuvor, und im Verein mit Maximilian von Baiern und seinen andern Feinden gelang es ihnen, den Kaiser Ferdinand zu überreden, daß nun — zu Anfang des Jahrs 1634 — die Zeit gekommen sei, wo man des lästigen Dictators nicht mehr bedürfe. An der bloßen Absetzung, der bloßen Entfernung des

verhaßten Mannes genügte es ihnen aber nicht, sondern sie wollten, weil sie ihn fürchten gelernt hatten, seinen Tod, sein gänzliches Abtreten vom Schauplatz dieser Welt, und somit überredeten sie mittelst des Paters Lamormain den Kaiser ohne allzu viele Mühe zur Unterzeichnung der bekannten Blutbefehle, welche am 24. Februar 1634 in Eger vollzogen wurden. Ueberdem waren sie es, welche sich zu Postboten und Postreitern gebrauchen ließen, um mit den verrätherischen Feldobristen des Friedländers, besonders dem Gallas, dem Buttler und dem Piccolomini zu unterhandeln, und in ihrem Collegium zu Prag wurden, wie von Zeitgenossen ausdrücklich bezeugt ist, von den Vollstreckern des Bluturtheils die entscheidenden Berathungen gepflogen.

Der fünfte Beleg des außerordentlichen Einflusses der Jesuiten auf den Gang des großen Glaubenskampfes in Deutschland liegt in dem berühmten Restitutionsedict, dessen Verfasser sie waren und welches Kaiser Ferdinand II., rein blos auf ihren Rath und durch ihre Einflüsterungen getrieben, am 6. März 1629, als eben das Kriegsglück ihn auf den Zenith seiner Macht gestellt hatte, erließ. Seinem „Wortlaute“ nach sollten die Protestanten gehalten sein, alle seit dem Passauer Vertrage von 1552 an sich gezogenen Klöster, Stifte, Bisthümer und Kirchengüter herauszugeben, um sie den „rechtmäßigen“ früheren katholischen Besitzern zu restituiren, und es jubelte deshalb im Anfang die gesammte katholische Priesterschaft, die Bischöfe und Erzbischöfe Deutschlands so wie der Pabst selbst in Rom, unendlich darüber. Allein nur im Anfang, denn nach wenigen Jahren schon stellte es sich heraus, wie das Edict eigentlich gemeint sei. Es stellte sich heraus, daß Kaiser Ferdinand, welcher sich ausdrücklich die freie und alleinige Verfügung über jene Kirchengüter vorbehielt, keineswegs gesonnen war, die besagten Güter den früheren Besitzern zurückzugeben, sondern daß er sie vielmehr zu seinem Nutzen und zur Vergrößerung seiner Macht behalten wollte und auch größtentheils factisch behielt.*)

*) Pabst Urban VIII. beflagte sich deshalb auch anno 1632 aufs heftigste darüber, und erwiderte dem Jesuiten-Cardinal Peter Pazman, welchen Ferdinand an ihn gesandt hatte, ganz ungehört: „Die großen Vortheile, welche damals die

Es stellte sich heraus, daß die Söhne Loyola's jenes Edikt nur deshalb fabricirt hatten, um in allen den Territorien, welche die Protestanten herausgeben sollten, sich selbst festzusetzen, um überall in jenen Bezirken den seit 1552 eingeführten evangelischen Glauben mit Gewalt auszutreiben und ihrem Orden alle auf diese Weise eroberten Kirchen nebst dem, was daran hing, einzuräumen. Deswegen fehlten auch die Söhne Loyola's nie und nirgends, wo eine kaiserliche Kriegsschaar in eine eroberte Stadt einzog, denn sie mußten doch jene ohnehin schon entmenschten Horden zu noch größerem Eifer: „für Gottes Ehre ihre Lanzen einzulegen“, das heißt zu noch scheußlicheren Greuelthaten gegen die Protestanten inflammiren; sie mußten allüberall, wohin das kaiserliche oder liguistische Banner vordrang, mit Hülfe der entfesselten Soldateska dieselben Scenen aufführen oder wenigstens aufzuführen suchen, wie in Böhmen und Schlesien zu Anfang des Kriegs! So ermahnte z. B. der Pater Lorenz Forer, Professor an der Jesuitenschule zu Dillingen, die Befehlshaber der kaiserlichen Heere mit den Worten: „Estote ferventes, das ist, werdet nicht matt in eurem Eifer, sondern senget und brennet, daß die Engel die Füße an sich ziehen und die Sterne zu schmelzen beginnen.“ So ermordete der Pater La-Mourmay bei der Eroberung der Stadt Delnitz durch die Kaiserlichen drei protestantische Geistliche mit eigener Hand und erteilte einem Kroaten, als derselbe einem Kinde, das er an den Füßen hielt, an einer Mauer den Kopf zerschmetterte, zum Lohn für diese That auf der Stelle Absolution für alle seine Sünden. So stellten sich die Patres Jeremias Drexel, Franz Dübuiffon, Ignaz Plachy nebst noch vielen anderen ihrer Brüder oft und viel selbst an die Spitze der Bataillone, und in der Schlacht bei Breitenfeld, in welcher Gustav Adolph den Tilly auf's Haupt schlug, fand man sogar einige der Loyoliten unter den Todten. So zogen sie in Kaufbeuren, wie auch noch in vielen anderen schwäbischen Reichsstädten, neben den kaiserlichen Besatzungstruppen einherschreitend, neun Mann hoch

Schweden errungen hätten, seien unbezweifelt nur eine göttliche Strafe dafür, daß die den Protestanten abgenommenen Kirchengüter nicht der Kirche überantwortet, sondern von der Staatsgewalt für sich selber zurückbehalten worden seien.*

ein und zwangen anno 1630 alle Protestanten entweder auszuwandern oder katholisch zu werden, von welcher Alternative sie selbst bei todtkranken Greisen, wie z. B. bei dem siebenzigjährigen Bürgermeister Lauber, keine Ausnahme gestatteten. So kam, ebenfalls im Jahre 1630, der Pater Lamormain in Person nach Augsburg, um in Verbindung mit dem Rector des dortigen Jesuitencollegiums, Konrad Reising, das Restitutionsedikt zu vollziehen, und mit Hülfe der mitgebrachten Soldaten waren bald alle protestantischen Kirchen und Schulen entweder geschlossen oder niedergerissen; diejenigen Einwohner aber, die dessen ungeachtet protestantisch bleiben wollten, trieb man mit der Peitsche in die Messe und gestattete ihnen selbst das Auswandern nicht, außer wenn sie ihr Vermögen zurückließen. „Da gings“, schreibt ein Chronist aus jener Zeit, „also im ganzen Reich: was die Jesuiten wollten, das befahl der Kaiser, das urgirte der Spanier, das probirte der Baiern, das insinuirten die Kommissäre, das exquirten die Soldaten, und es ist nicht genugsam zu beschreiben, wie jämmerlich und schrecklich es hergegangen mit Morden, Rauben und Brennen.“

Als sechsten und letzten Beleg des jesuitischen Einflusses auf den Gang des dreißigjährigen Krieges führe ich noch an die fast außerordentlichen Bemühungen der Söhne Loyola's, das Zustandekommen einer jeglichen Verständigung schon von vorn herein zu verhindern, denn Frieden sollte um keinen Preis werden, so lange noch ein Protestant existirte. Schon im Jahre 1632 suchte Cardinal Richelieu dem Kriege ein Ende zu machen und zwar auf eine Weise, welche dem Verstande dieses großen Staatsmannes zu hoher Ehre gereicht. Damals war nämlich Ferdinand II. durch die Siege Gustav Adolphs plötzlich von seiner stolzen Höhe in die tiefste Noth herabgeschleudert worden, und es schien zweifellos, daß das Haus Habsburg von dem tapferen Schwedenkönige und seinen protestantischen Allirten schon nach kurzem Kriege zu einem recht demüthigen Frieden würde gezwungen werden, falls nur Maximilian I. sich entschließen könnte, sich mit seiner Liga neutral zu verhalten. Dadurch wäre Baiern vom Kriege ganz verschont geblieben und hätte sich zu einer Mittelmacht emporgeschwungen, welche

bedeutend genug gewesen wäre, um den Ton in Deutschland anzugeben; also Vortheile solcher Art, daß ein kluger Regent mit beiden Händen darnach gegriffen haben würde. Auch bot der französische Gesandte *Charnacé* all' seine Beredsamkeit auf, um den Wittelsbacher zu überreden, und der zu München versammelte landständische Ausschuß unterstützte ihn hierin aus allen Kräften. Allein was wäre aus den Jesuiten und ihren Plänen von einer Habsburgischen Universalmonarchie geworden, wenn Maximilian auf diesen Vorschlag eingegangen sein würde? Darum regten sie sich auch nun mit aller Kraft, und *Adam Conzen**, der Beichtvater Maximilians, stellte diesem Himmel und Hölle vor, um ihn von einem so verderblichen Plane abzubringen. Er — und natürlich bliesen die übrigen am Hofe zu München ab- und zugehenden Jesuiten ganz in dasselbe Hörnlein — meinte unter anderem, der Kurfürst würde, wenn er aufhöre, in diesem Kriege für den Glauben zu fechten, nicht bloß all' den bisherigen Ruhm einbüßen, sondern auch noch einen unvergiltbaren Schandfleck auf sich laden. Ueberdem fragte er ihn, ob er, der Kurfürst, es denn auf sein Gewissen nehmen möchte, durch einen Neutralitätsvertrag mit dem Schwedenkönige den Sieg des Ketzerthums zu begünstigen, und ob er denn noch nicht daran gedacht habe, daß er sich dann am Ende sogar zur Duldung der Protestanten in Baiern genöthigt sehen würde? Kurz, er wußte seinem erlauchten Beichtkinde einen solchen Schrecken einzujagen, daß Maximilian beschloß, den Krieg fortzusetzen und sich, zum unsäglichen Elend Deutschlands, wie auch insbesondere Baierns, noch ferner als eine Vormauer Oesterreichs gegen des Schwedenkönigs Macht gebrauchen zu lassen.

Auf diese Art kam anno 1632 rein durch der Jesuiten Schuld der Frieden nicht zu Stande und ganz auf dieselbe Weise ging es auch anno 1635 und 1638. Im Jahre 1635 war es dem österreichischen Hofe gelungen, in dem sogenannten

*) *Pater Conzen*, geboren anno 1575 in Montjoye im Herzogthum Jülich, trat anno 1595 in den Jesuitenorden und wurde anno 1617 aus einem Professor der Theologie am Collegium zu Mainz Beichtvater des Bischofs *Johann Gottfried von Würzburg*. Nach dem Tode des *Johann Buslidius* aber, anno 1623, rückte er zum Beichtvater des Kurfürsten Maximilian I. vor und blieb in dieser einflussreichen Stellung bis zu seinem Tode im Jahre 1635. Nebenbei bemerke ich noch, daß *Buslidius* 28 Jahre lang Maximilians Gewissensrath gewesen war.

Prager Frieden die Allianz Sachsens mit Schweden zu lösen und dieser Friede hatte für den Kaiser Ferdinand einen unendlichen Werth, weil er damals allzu erschöpft war, um den Kampf mit allen seinen bisherigen Feinden noch länger fortzusetzen. Dessen ungeachtet spieen die Jesuiten, den Vater Lamormain an der Spitze, Feuer und Flamme über diesen Frieden, und suchten nicht blos die katholischen Kurfürsten mit der ganzen Kraft ihrer Ueberredungskunst von dem Beitritt zu demselben abzuhalten, sondern drangen auch alltäglich in den Kaiser, ihn zu brechen. Natürlich, denn durch das besagte Friedensinstrument wurde den Lutheranern Religionsfreiheit garantirt und die Durchführung des jesuitischen Restitutionsedikts sistirt! Die Noth des Habsburgers war jedoch damals allzu groß, als daß er hätte seines Beichtvaters Willen erfüllen können, und somit mußte dieser nothgedrungen einen günstigeren Zeitpunkt abwarten. Nun starb im Februar 1637 Ferdinand II. unter den Verwünschungen der durch ihn in unabhelfbares Elend gestürzten Völker Germaniens und sofort bot die Landgräfin von Hessen, Amalie Elisabeth, als Vormünderin ihres achtjährigen Söhnleins, dem Kaiser Ferdinand III. (1637—57), unter denselben Bedingungen, wie Sachsen im Jahre 1635, die Hand zum Frieden. Der neue Kaiser, eben damals durch Bernhard von Weimar hart bedrängt, bevollmächtigte den Kurfürsten Anselm Kasimir, Erzbischof von Mainz, mit diesem für ihn hochwichtigen Geschäfte, und der Kurfürst brachte dasselbe auch im August 1638 unter sehr günstigen Bedingungen für Oesterreich zu Stande. Alle weltlichen Räte Ferdinands III. frohlockten über den Vertrag und eben so thaten auch die meisten geistlichen Würdenträger. Nur allein die Jesuiten stemmten sich mit Händen und Füßen dagegen und stießen insgesammt ein wahres Jammergeschrei darüber aus, daß selbst den Reformirten — Hessen bekannte sich zum Calvinismus —, diesen Gehaftesten unter den Gehafteten, gesetzliche Duldung zugesagt werden solle. Welch' ein Glück also für sie, daß der Kaiser einen der Geschicktesten aus ihrer Mitte, den Vater Johann Gans*), zum Beichtvater hatte,

*) Johann Gans, gebürtig aus dem Würzburgischen und Jesuit seit 1610, begleitete Ferdinand III. schon vor seiner Thronbesteigung auf seinen Heereszügen als Feldprediger und wurde nachher durch volle 22 Jahre sein Beichtvater. Er über-

und welch' ein noch größeres Glück, daß der Monarch sich durch dessen inständige Vorstellungen bewegen ließ, den Vertrag nicht zu ratificiren! Die Landgräfin erneuerte also ihr Bündniß mit den Schweden und ihr tapferes Heer kämpfte von nun an bis zum Ende des Kriegs auf Seiten der Protestanten.

So trieben es die Jesuiten fort und fort, und umsonst drangen die Reichsstände, die sich im Herbst 1640 zu Regensburg versammelten, in den Kaiser, vor der Hand wenigstens eine allgemeine Amnestie zu erlassen, damit durch dieselbe die Aussöhnung zwischen Oesterreich und den Protestanten angebahnt werde. Der Kaiser that's nicht, weil die Jesuiten es nicht zugaben. Im Gegentheil verwarfen sie, wie aus einer damals von dem Pater Lorenz Forer — ich habe seiner schon weiter oben erwähnt — im Namen des Ordens veröffentlichten Schrift erhellt, eine Generalamnestie als eine durchaus sündige und verwerfliche Sache, und drangen mit aller Bitterkeit darauf, den Krieg bis zur gänzlichen Ausrottung des Protestantismus nie zu sistiren. Endlich aber sprach das Gebot der Noth allzustark, als daß der Kaiser noch länger hätte diesen Grundsatz verfolgen können, und so wurden denn anno 1643 zu Münster und Osnabrück die Friedensverhandlungen zwischen den verschiedenen kriegführenden Theilen, unter welchen auch das Ausland — Frankreich und Schweden — stark vertreten war, eröffnet. Ganz Deutschland athmete froh auf, als es sah, daß man wirklich mit dem Friedenswerke Ernst machen wolle, denn es war matt bis zum Tode von dem langen, furchtbaren Kampfe, und so hofften denn Protestanten wie Katholiken, daß man sich in aller Schnelle einigen werde, dieweil ja während der Verhandlungen das Schlagen und Schlachten fortbauerte und zu den alten Verblutungen immer neue hinzukamen. Trotz allen dem wahrte es noch volle fünf Jahre, bis die Verhandlungen zu Ende geführt werden konnten, und wer trug die Schuld an dieser Verzögerung, während welcher unser armes Vaterland vollends bis zur Vernichtung ausgesaugt wurde? Niemand, als nur allein der Orden Jesu! Das Erste, was

lebte übrigens seinen Herrn um fünf Jahre, indem er erst anno 1662, der Kaiser aber anno 1657 starb.



Jesuiten-Disciplin.

die Protestanten verlangten und unbedingt verlangen mußten, war Religionsfreiheit, sowie überhaupt gleiche Berechtigung und Ebenbürtigkeit mit den Katholiken. Ohne Gewährung dieser obersten Bedingung konnten sie auf keinen Frieden eingehen, denn sonst wären sie ja rechtslos geblieben; allein eben diese Vorbedingung wurde von den Jesuiten als ein religiöser Gräuel unbedingt verworfen, und sie drangen daher in den Kaiser, lieber anderweitig die größten Opfer zu bringen, lieber die schönsten deutschen Landstriche an Frankreich und Schweden abzutreten, als diese Bedingung einzugehen. Und nicht blos in den Kaiser drangen sie, sondern auch in alle katholischen Reichsfürsten, in alle kleineren oder größeren katholischen Mächte, die auf dem Friedenscongresse vertreten waren. Welchen Erfolg aber diese ihre Machinationen haben mußten, das kann man am besten aus der Thatsache ermessen, daß es damals fast in der ganzen katholischen Welt keinen einzigen Fürsten, ja nicht einmal einen Minister oder Staatsmann von irgend welcher Wichtigkeit gab, dessen Gewissen nicht ein Mitglied der Gesellschaft Jesu berathen hätte. Am allermeisten übrigens wußten sie den Umstand anzubeuten, daß die Friedensverhandlungen gerade in Münster und Osnabrück geführt wurden, denn in beiden Städten besaßen sie Collegien und zudem war der Bischof von Osnabrück, der Wortführer des katholischen Reichsfürstenstandes auf dem Congreß, ihr besonderer Freund. Der besagte Bischof nämlich, mit Namen Franz Wilhelm, ein unehelicher Sohn des Herzogs Ferdinand von Baiern, wurde von seinem neunten Jahre an von den Söhnen Loyola's in Ingolstadt erzogen und sog daselbst solche Grundsätze ein, daß selbst sein Vetter, Maximilian I., nicht jesuitischer denken konnte. Was er also auf dem Congresse, auf dem er als Vertreter von sieben katholischen Stimmen, sowie wegen seiner Rednergabe und vornehmen Verwandtschaft großen Einfluß gewann — was er dort that und sprach, das that und sprach er im Geiste seiner Lehrer, und wenn selbst die beiden Ordensgenerale Vitelleschi und Caraffa, in deren Regierungsperiode der Congreß fiel, persönlich gegenwärtig gewesen wären, so hätten sie die Interessen ihres Ordens nicht besser wahren

können. Eben so thätig, als er, erwiesen sich die jesuitischen Professoren, welche in den Collegien zu Münster und Osnabrück das Lehramt führten, und insbesondere gingen die beiden Patres Johannes Mühlmann und Gottfried Coeler nebst ihrem Rektor Johannes Schücking mit einer solch' durchdringenden Schlaueit zu Werke, daß man sie als wahre Musterjesuiten rühmen kann. Da war kein Gesandter eines katholischen Fürsten, bei dem sie nicht jeden Tag aus- und eingegangen wären; da gabs kein Zimmer, selbst nicht das geheimste, in welchem sie nicht ihre Lauscher gehabt hätten, und selbst die Wohnungen der protestantischen Bevollmächtigten waren hievon nicht ausgeschlossen. In dem Gartenpavillon ihres Münsterschen Collegiums aber hielten die Ultrakatholischen unter dem Vorsitz des spanischen Gesandten ihre Vorberathungen, und daß dann die Beschlüsse stets in rein jesuitischem Sinn ausfielen, versteht sich natürlich von selbst. Auf diese Weise gelang es ihnen, das Friedenswerk durch volle fünf Jahre aufzuhalten, und sicherlich hätte Ferdinand III. seinem Gesandten, dem Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, „dem Engel des Friedens“, wie ihn Viele mit Recht nannten, auch noch nicht einmal im Jahre 1648 Vollmacht gegeben, in der Frage der Religionsfreiheit die protestantischerseits verlangten Einräumungen gut zu heißen, wenn nicht eben in dieser Zeit der stürmische Wrangel das letzte Heer, welches der Kaiser aufzutreiben vermochte, in tausend Trümmer geschlagen haben würde. Unter besagten Umständen aber mußte er nachgeben und so kam am 24. Oktober 1648 der schon so lange mit der inbrünstigsten Sehnsucht herbeigewünschte Frieden — man nennt ihn den westphälischen — endlich doch zu Stande. Allein, wie sah es nunmehr in Deutschland aus? Ach, das dreißigjährige Morden und Sengen hatte einen Zustand hervorgerufen, den näher zu beschreiben die Feder sich sträubt. Tausende von Städten und Dörfern in Ruinen; die üppigsten Fluren auf ganze Wegstrecken in eine Wildniß verwandelt; wilde Thiere in Massen, wo sonst friedliche Heerden weideten; die noch lebenden Menschen entmenscht und nicht selten bis zu Bestien herabgesunken; Jung und Alt so tief in der Unwissenheit begraben, daß Viele nicht mehr wußten, wer Christus und wer der Teufel sei; kurz, ein Zustand, den

man sich erbarmungswürdiger nicht denken kann, und der nur durch einen langen, langen Frieden wieder zum Guten gewendet werden konnte. Und doch, trotz dieser gräßlichen Noth, hatten die Jesuiten alle ihre Kräfte angewandt, um das Einigungswerk nicht zu Stande kommen zu lassen; doch, trotz alledem, gaben sie ihm ihren Fluch, nachdem es endlich zu Stande gekommen war!

Zu verwundern übrigens hat man sich nicht hierüber, denn sie hatten gehofft, ihre Macht über ganz Deutschland auszubreiten und nun mußten sie sich mit zwei Drittheilen begnügen. Freilich durften sie sich umgekehrt frohlockend zurufen, daß diese zwei Drittheile eine Errungenschaft seien, vor welcher alle ihre Errungenschaften in irgend einem andern Staate Europas zurücktreten mußten, die weil sie zur Zeit des Friedenschlusses in Oesterreich, Böhmen, Baiern und den verschiedenen geistlichen Fürstenthümern im Reiche zusammen nicht weniger als hundert und achtzehn Collegien nebst der entsprechenden Anzahl von Residenzen, Noviciaten und Professhäusern besaßen; allein dessen ungeachtet machte ihnen nichts größeren Schmerz, als die Gewißheit, durch den westfälischen Frieden ein so unendlich weites Feld für ihre Wirksamkeit so zu sagen mit einem einzigen Federzuge sich entrisen zu sehen.

VI. Die Machtstellung der Jesuiten in England und den nordischen Reichen.

Weit weniger als in irgend einem andern Staate Europas wollte es den Jesuiten glücken, sich in den nordischen Reichen einheimisch zu machen, das einzige Polen ausgenommen, und ich werde mich daher in dieser letzten Schilderung des jesuitischen Wachsthums sehr kurz fassen können.

England war durch das gewaltthätige Gebahren des Königs Heinrich VIII. dem römischen Scepter entrisen worden, und so lange dieser Monarch lebte (bis 1547) mußte alles, was katholisch hieß, seinen Landen fern bleiben. Hierüber